



Maria Alexopoulou

Ethnic Foreign Policy und Identitätsbildung: Die Griechisch- Amerikaner (1964–1978)

Geschichte

Transatlantische Historische Studien – 42

Franz Steiner Verlag

Maria Alexopoulou
Ethnic Foreign Policy und Identitätsbildung:
Die Griechisch-Amerikaner (1964–1978)

TRANSATLANTISCHE HISTORISCHE STUDIEN

Veröffentlichungen
des Deutschen Historischen Instituts
Washington, DC

Herausgegeben von
Hartmut Berghoff,
Philipp Gassert,
Martin Klimke,
Anke Ortlepp
und Corinna R. Unger

Band 42

Maria Alexopoulou

**Ethnic Foreign Policy und
Identitätsbildung:
Die Griechisch-Amerikaner
(1964–1978)**



Franz Steiner Verlag Stuttgart 2010

Umschlagabbildung:

Erzbischof Iakovos bei Nixons zweitem Amtsantritt in Washington, DC, 20. Januar 1973 (Sammlung White House Photographic Office, Nixon Presidential Library, National Archives).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-515-09629-4

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

© 2010 Franz Steiner Verlag Stuttgart.

Zugleich Dissertation Freie Universität Berlin, 2007, D 188

Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	9
Nation und Ethnizität in den USA	27
1. Definitionen	27
2. Die Konstituierung der amerikanischen Nation	32
2.1 Die Anfänge.....	32
2.2 Die Masseneimmigration des 20. Jahrhunderts.....	34
2.3 E pluribus unum versus E pluribus unum.....	37
3. Von <i>New Immigrants</i> zu <i>Ethnics</i> : Zur Entwicklungsgeschichte neuer Identitäten	39
3.1 <i>The Greek American Success Story</i>	40
3.2 Amerikanisierung-Ethnisierung	47
<i>Ethnic Foreign Policy – Einige Vorüberlegungen</i>	57
Die Zypernkrise 1964 und die griechisch-amerikanische Gemeinde	60
1. Zypern als internationales Problem	60
2. Die USA und Zypern.....	63
2.1 Vorspiel.....	63
2.2 Der Wendepunkt	67
2.3 Die neue Politik	70
2.4 Erste Reaktionen des Kongresses.....	77
3. Auf dem Höhepunkt der Krise	81
3.1 Die griechisch-amerikanische Gemeinde im außenpolitischen Entscheidungsprozess bis Juni 1964	84
3.2 Die Acheson-Pläne	95
4. Nachspiel	99
4.1 Griechisch-amerikanische Reaktionen und Aktionen	99
4.2 Lobbying mit umgekehrten Vorzeichen	108

Die Beziehungen der USA zur Militärdiktatur in Griechenland (1967–1974) und die Amerikaner griechischer Herkunft..... 123

1.	„Griechische Tragödie“	123
2.	Die Beziehungen der USA zur Junta während der Johnson-Administration	127
2.1	Washington nach dem Coup	127
2.2	<i>Domestic Foreign Policy Decisions:</i> Von der „Rettung“ Andreas Papandreou’ zur Teilsuspension der Militärhilfe an Griechenland	133
2.3	„Cool but correct policy“	141
2.4	Erste Schritte zurück in die alte Freundschaft.....	149
3.	Von Komödien und Tragödien: Die Griechenlandpolitik unter Nixon-Agnew	153
3.1	„ <i>Setting the stage</i> “	153
3.2	Die „intensive review“ Komödie.....	156
3.3	Entscheidungen hinter den Kulissen	162
3.4	Eine neue Bühne der amerikanischen Griechenlandpolitik.....	175
3.5	Die griechisch-amerikanische Besetzung – Akteure oder Komparsen?.....	184

Der Zypernkonflikt, das *Turkish Arms Embargo* und die *Greek American Lobby* (1974–1978)..... 204

1.	Der Zypernkrieg	204
2.	Die amerikanischen Fronten des Embargokampfes	210
2.1	Kissinger als Krisenmanager	210
2.2	Der Kongress als Entscheidungsträger amerikanischer Außenpolitik im östlichen Mittelmeerraum	221
2.3	Die Lobby als „Strippenzieher“.....	243
3.	Kampf der Lobbys -, <i>Ford Lobby</i> “ gegen „ <i>Greek Lobby</i> “	250
3.1	Die Geburt der griechisch-amerikanischen Lobby	250
3.1.1	Kissinger, der griechisch-amerikanische Volkszorn und die <i>AHEPA</i>	251
3.1.2	Kissinger, der „nebulöse“ Erzbischof Iakovos und die griechisch-amerikanischen Demonstranten.....	272
3.2	<i>New Lobby in Town</i>	283
4.	<i>A good fight</i> – „Lobbying mit umgekehrten Vorzeichen“ unter neuen Vorzeichen	307

Außenpolitik und Ethnizität in den USA	312
1. <i>Ethnic Foreign Policy</i> in der <i>Domestic Foreign Policy</i> : Zum Verhältnis von nationalem und ethnischem Interesse	312
1.1 Die politische Dimension	312
1.2 Die ideologische Dimension.....	322
1.3 Die emotionale Dimension: Loyalität – <i>ethnic</i> versus <i>national</i> ?	325
2. Die (Selbst)Konstituierung amerikanischer ethnischer Identität mittels der Außenpolitik	337
2.1 Hybride Identität und Außenpolitik	337
2.2 Stadien der Transformation	342
2.3 Griechisch-Amerikaner = Amerikaner!	347
 Resümee – Die Bedeutung von <i>Ethnic Foreign Policy</i> für die Akteure	 357
 Bibliographie.....	 361

EINLEITUNG

„Ethnic‘ Foreign Policy“ lautete die Überschrift eines Artikels der renommierten Kolumnisten Rowland Evans und Robert Novak in der *Washington Post* vom 7. April 1975. Die Autoren warnten vor dieser neuen Gefahr für die amerikanische Außenpolitik, wobei ihnen der Erfolg der griechisch-amerikanischen Lobby als eindrucksvolles Beispiel diene. Diese kleine, aber mächtige Lobby habe Washington im Sturm erobert, indem sie den Kongress ein Waffenembargo gegen die Türkei habe verhängen lassen.¹

Der Sachverhalt, mit dem sich diese Studie auseinandersetzt, wird nur selten unter dem Titel *ethnic foreign policy* subsumiert.² Zumeist wird von *ethnic groups and U.S. foreign policy*, *ethnic involvement* oder *ethnic impact in foreign policy* gesprochen. Hier soll dennoch dieser griffige, dem Journalistenjargon entlehene Ausdruck benutzt werden, um einem Phänomen, das bislang nicht nur einer fixen Bezeichnung entbehrt, sondern das sich vielmehr auch der systematischen Erforschung zu entziehen scheint, einen festen Namen zu geben. Dabei wird bewusst in Kauf genommen, dass diese Bezeichnung keineswegs unproblematisch und unmissverständlich ist. Denn sie suggeriert, dass die Außenpolitik von ethnischen Interessen determiniert sei.³ Vielmehr soll *ethnic foreign policy* hier als Wendung für das außenpolitische Engagement ethnischer Gruppen in den Vereinigten Staaten von Amerika dienen, das nicht nur rein (außen)politische, sondern auch soziale, gesellschaftliche und kulturelle Aspekte umfasst. Die Beeinflussung der amerikanischen Außenpolitik durch ethnische Interessen soll damit nicht a priori postuliert werden.

Die Tatsache, dass der oben genannte Zeitungsartikel ein äußerst negatives Bild dieses Phänomens zeichnet, bedeutet nicht, dass sich diese Studie in die Reihe jener fast ausschließlich amerikanischen Arbeiten stellt, deren Hauptziel darin besteht, aus systemtheoretischer oder gar moralischer Perspektive ein Urteil über die Rolle ethnischer Gruppen in der amerikanischen Außenpolitik zu fällen.

1 Evans/Novak, „Ethnic“ Foreign Policy, A21.

2 Wohl wird dieser Ausdruck ab und an benutzt, zumeist alternierend mit anderen Bezeichnungen, vgl. z. B. Saidemann, *The Ties That Divide*, 26.

3 Dieser Eindruck ist insofern gerechtfertigt, als in der englischen Sprache für Aspekte des politischen Seins und Handelns drei Begriffe vorliegen, die im Deutschen nicht vorhanden sind, nämlich *polity*, der die politischen Institutionen bezeichnet, *politics* für politisches Handeln und *policy* für umgesetzte Politik oder ein politisches Konzept.

Das Objekt des *Washington-Post*-Artikels wird dagegen im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen: die *Greek lobby*. Doch das Blickfeld wird nicht auf den einen, dort diskutierten Fall beschränkt bleiben, nämlich auf das amerikanische Waffenembargo gegen die Türkei, das bereits in zwei Monographien und in einigen Aufsätzen⁴ beschrieben wurde und als Paradebeispiel von ethnischem Einfluss auf die amerikanische Außenpolitik gilt⁵. In der vorliegenden Studie werden vielmehr die auf die Gestaltung der Außenpolitik zielenden Aktivitäten der Griechisch-Amerikaner in einen breiteren zeitlichen und thematischen Zusammenhang gestellt mit dem Ziel, das amerikanische Phänomen *ethnic foreign policy* am Beispiel dieser ethnischen Gruppe in seiner Entwicklung und seiner Bedeutung zu durchleuchten.

Der Untersuchungszeitraum (1964–1978) fällt mit dem sog. *ethnic revival* der Nachkommen der einstigen *new immigrants*, welche um die Wende des 20. Jahrhunderts die USA erreicht hatten, zusammen. In dieser Zeit fand, vor allem auch durch die Bürgerrechtsbewegung angestoßen, ein Wandel in der Wahrnehmung der „ethnischen Frage“ in den USA statt, was zu einer Neubewertung auch des amerikanischen nationalen Selbstverständnisses führte. Ob sich hier lediglich Wahrnehmungen oder auch Identitäten änderten, ist eine der Fragen dieser Studie. Inwiefern und wie ethnisches außenpolitisches Engagement dabei eine Rolle spielte, eine weitere.

Als Beispielgruppe wurden die Griechisch-Amerikaner gewählt, die zum einen eine „Vorbildrolle“ in puncto außenpolitische Mobilisierbarkeit und Effektivität einnehmen. Zum anderen fand ihr großer außenpolitischer Coup gerade 1974/75 auf dem Höhepunkt der „*New-Ethnicity*“-Bewegung statt. Das legte die Vermutung nahe, dass es hier Wechselwirkungen gab. Deshalb wird die Nachzeichnung und Analyse des amerikanischen außenpolitischen Entscheidungsprozesses in den drei hier untersuchten Fallstudien vor dem Fond amerikanischer „Identitätsgeschichte“ vorgenommen.

Zu diesem Zweck werden zunächst in dem mit „Nation und Ethnizität in den USA“ betitelten Kapitel die Begriffe Nation und Ethnie definiert, um sie für die Untersuchung als analytische Konzepte nutzbar zu machen. Die analytische Brauchbarkeit des hier entwickelten, von einem Lehrsatz des Ethnologen Fredrik Barth inspirierten Grenz-Typen Modells auf die amerikanische „Identitätsgeschichte“ soll im restlichen, deskriptiven Teil des Kapitels demonstriert werden, in dem außerdem ein kurzer Abriss der Geschichte der Griechisch-Amerikaner gegeben wird.

4 Watanabe, *Ethnic Groups, Congress, and American Foreign Policy*. Und die unveröffentlichte Dissertation: Paul, *A Study in Ethnic Group Political Behavior*. Siehe zu den Aufsätzen die dritte Fallstudie und die Bibliographie dieser Arbeit.

5 Vgl. Terry, *U.S. Foreign Policy in the Middle East*, 43–49.

Es folgen drei Fallstudien aus dem Geflecht der amerikanisch-griechischen Außenbeziehungen⁶. Die Leitfrage dieser Fallstudien lautet: Wie gestaltete sich die Interaktion zwischen Entscheidungsträgern und außenpolitisch engagierten griechisch-amerikanischen Organisationen und Bürgern? Im Fokus wird der jeweilige Entscheidungsfindungsprozess stehen, der zunächst ereignis- und diplomatiehistorisch eingeordnet wird, um dann nachgezeichnet zu werden.⁷ Parallel werden die Kontakte zwischen den Entscheidungsträgern und griechisch-amerikanischen Vertretern und Bürgern untersucht. Auf diese Weise, also mittels der prozeduralen und inhaltlichen Nachzeichnung der jeweiligen amerikanischen Entscheidungsfindung und der Analyse der direkten Interaktion der Akteure, kann eine Bestimmung und Bewertung der Bedeutung des „griechisch-amerikanischen“ Faktors in der amerikanischen Außenpolitik geleistet werden. Als Fallstudien dienen die Zypernkrise 1964, die griechische Militärdiktatur 1967 bis 1974 und der Zypernkrieg und seine Folgen 1974 bis 1978. Die Darstellung und Analyse dreier konsekutiver Fallstudien hat den Vorteil, dass sich eine Entwicklungsrichtung zwischen 1964 und 1978 sowie Kontinuitäten und Brüche herausarbeiten lassen. Somit können die politischen Aspekte des Phänomens *ethnic foreign policy* deutlich gemacht sowie Rückschlüsse auf die Entwicklungstendenz des Außenpolitiksystems der USA und der amerikanischen politischen Kultur jener Jahre gezogen werden.

Die Arbeit liefert wichtige Aufschlüsse, auch ohne die – wie weiter unten noch erläutert wird – wenig ertragreiche „Einflussfrage“ in Bezug auf die griechisch-amerikanische Lobby beantworten zu wollen. Das wohl überraschendste Ergebnis ist, dass das Leitmotiv, unter dem die Interaktion mit der „griechisch-amerikanischen Lobby“ aus der Perspektive der Entscheidungsträger stets stand, das hier so genannte „Lobbying mit umgekehrten Vorzeichen“ war. Die Untersuchung ergab, dass hohe Entscheidungsträger diesen ethnischen Vertretern primär deshalb Zugang gewährten, um selbst Einfluss und Kontrolle über die Aktivitäten der griechisch-amerikanischen Gemeinde mittels deren Führer zu gewinnen.

Die politischen, gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Wirkungen des Phänomens *ethnic foreign policy* sollen dann im letzten Teil der Arbeit, „Außenpolitik und Ethnizität in den USA“, einerseits in Bezug auf das amerikanische Außenpolitiksystem und die amerikanische Nation, andererseits in Bezug auf die Griechisch-Amerikaner betrachtet und bewertet werden. In beiden Kapiteln wird auch der Frage nachgegangen, wie Außenpolitik und „Identitätsfragen“ miteinander interagieren. Im ersten Kapitel wird es insbe-

6 Eigentlich der amerikanisch-griechisch-zypriotisch-türkischen Beziehungen.

7 Dafür war es angesichts der schlechten Literaturlage nötig, auch eigene Forschungsarbeit zu leisten. Dies brachte insbesondere bezüglich der Definition amerikanischer Außenpolitik gegenüber Zypern, Griechenland und der Türkei, quasi als Nebenprodukt, einige neue Forschungsergebnisse hervor.

sondere um das Verhältnis zwischen nationalem und ethnischem Interesse, das aus verschiedenen Perspektiven betrachtet wird, gehen. Dies leitet ins letzte Kapitel über, in dem, angeregt durch die Arbeiten des Kulturwissenschaftlers Stuart Hall, der Beziehung zwischen Identitätstransformation und ethnischem außenpolitischem Engagement nachgegangen wird. Dabei werden die Aktivitäten der Griechisch-Amerikaner im Grunde instrumentalistisch interpretiert, aber in einem anderen als dem üblichen Sinne: Nämlich nicht nur als *rational choice* der Akteure, sondern auch von unbewussten Elementen motiviert, die innerhalb der amerikanischen Gesellschaft und aus der griechisch-amerikanischen Erfahrung organisch gewachsen sind.

Die zwei wichtigsten Ergebnisse der Arbeit sind, neben einem auf intensiver Quellenarbeit basierenden Beitrag zur neueren amerikanischen *domestic-foreign-policy*-Geschichte, folgende: Erstens die nähere Bestimmung der Motive der Entscheidungsträger und der ethnischen Gruppe bzw. deren Vertreter, die *ethnic-foreign-policy*-Interaktion einzugehen. Besonders aufschlussreich ist dabei die Erkenntnis, dass die Entscheidungsträger mindestens so stark an dieser Interaktion interessiert waren wie die Griechisch-Amerikaner. Das wiederum drängt die Hypothese auf, dass ethnisches Interesse in der Außenpolitik entscheidend auch von Außen, von der Politik, „gemacht“ und perpetuiert wird.⁸ Die zweite wichtige Einsicht vorliegender Studie ist, dass Außenpolitik in den USA quasi eine „Grauzone“ der Identitätspolitik ist, ein Feld, auf dem der Deutungskampf um die Frage „Who is the American?“⁹ auch ausgetragen wird.

Die Griechisch-Amerikaner boten sich aus mehreren Gründen als geeignetes Studienobjekt an. Neben dem „Mythos“ der jüdischen Lobby konnte jener der griechischen Lobby besondere Aufmerksamkeit beanspruchen: Beide gelten als Vorbilder und als „Pioniere“¹⁰ der *ethnic foreign policy*, wobei die Anfänge der ersten zumeist auf 1967, den Sechs-Tage-Krieg, der zweiten auf 1974, den Zypernkrieg, datiert werden.

Die griechisch-amerikanische Gemeinde war aber auch zuvor außenpolitisch aktiv; die griechische Lobby galt in der Türkei schon 1964 als Anathema. Doch die Episode von 1964 wird, wenn überhaupt, nur als Rückblick in die Vorgeschichte der griechisch-amerikanischen Mobilisierung 1974 am Rande erwähnt und die Haltungen und Aktivitäten der Gemeinde während

8 Es wäre höchst interessant, in einer breit angelegten Untersuchung der Frage nachzugehen, inwiefern das Motiv des „Lobbying mit umgekehrten Vorzeichen“ die typische Interaktionsform zwischen höchsten Entscheidungsträgern und außenpolitisch engagierten ethnischen Vertretern ist.

9 Zitat bei N. N., [Bayor], Conclusion. *Race and Ethnicity in America*, 245.

10 So auch in einem der einflussreichsten Aufsätze zum Thema von Senator Mathias, *Ethnic Groups and Foreign Policy*. Der Senator meint allerdings: „By any objective measure of power and influence, the Greeks are ‚Number Two‘ [hinter den Jewish Americans], and a fairly distant second at that.“ (1990).

der griechischen Militärdiktatur zumeist – insbesondere von den Griechisch-Amerikanern selbst – ausgeblendet. Jedenfalls hat sich seit dem Sommer 1974, eigentlich erst seit dem Frühjahr 1975, wie in der entsprechenden Fallstudie zu zeigen sein wird, der Mythos *Greek lobby* festgesetzt.

Der *Washington Post*-Kolumnist Stephen Rosenfeld machte in einem Aufsatz in der renommierten Zeitschrift *Foreign Policy* etwa ein Jahrzehnt später die *Greek lobby*, deren Erfolg in Washington desaströse außenpolitische Folgen gehabt habe, gar dafür verantwortlich, dass die Kritik an allen ethnischen Lobbys „new respectability“ gewonnen habe. Damit habe die griechische Lobby dem außenpolitischen Engagement anderer ethnischen Gruppen weitere Steine in den Weg gelegt.¹¹

Dennoch galt die griechische Lobby vielen Gruppen auch als Vorbild¹², selbst wenn sie in den neunziger Jahren etwas an Image verlor, was vielleicht auch mit den Aktivitäten der türkischen Lobby, die sich wohl zu jener Zeit mit den als allmächtig geltenden Jüdisch-Amerikanern zusammengetan hat¹³, zu tun haben mag. Nichtsdestotrotz nennt der aktuellste Sammelband zum Thema die erste registrierte griechisch-amerikanische Lobbyorganisation, das *American Hellenic Institute Public Affairs Committee* eine der „best-known ethnic lobbies“.¹⁴ Die virtuelle Enzyklopädie *wikipedia* führt *AHIPAC* ebenfalls als eine der neun „most recognized ethnic interest groups“ an.¹⁵

Aber auch für die Griechisch-Amerikaner scheint ihr außenpolitisches Engagement ein zentrales Element ihrer Identität zu sein. Paul Watanabe meint gar, dass die Außenpolitik der einzige Bereich sei, in dem sich die griechisch-amerikanische Gemeinde als solche politisch engagiert habe, was auch bei den Kubanisch- und Arabisch-Amerikanern ähnlich sei.¹⁶ Mag das etwas überzogen sein, so ist Janice Terrys Behauptung, dass sich die Griechisch-Amerikaner historisch betrachtet auf innenpolitische Themen konzentriert hätten und nicht auf Griechenland oder Zypern, und dass ihre Mobilisierung im Sommer 1974 ein Einzelfall gewesen sei¹⁷, rundweg falsch.

11 „Many domestic groups strive to have their particular foreign policy interest designated ‚national‘ or ‚vital.‘ But they have been handicapped in recent years, especially since the *Greek lobby*, which many Americans did not even realize existed, gained credit for persuading Congress to cut off arms sales to Turkey. Most people now judge this intervention a complete policy disaster. And that disaster gave new respectability to criticizing all ethnic lobbies.“ Rosenfeld, *Dateline Washington*, 177.

12 Nur ein Beispiel unter vielen: „Many Asian governments regard the Greek and Israeli efforts to build lobbies as models.“ Weiner, *Asian Immigrants and U.S. Foreign Policy*, 194.

13 Ambrosio, *Entangling Alliances*.

14 Ders., *Ethnic Identity Groups and U.S. Foreign Policy*, 2.

15 http://en.wikipedia.org/wiki/Ethnic_interest_groups_in_the_United_States (10. März 2007).

16 Watanabe, *Ethnic Groups, Congress, and American Foreign Policy*, 8.

17 Terry, *U.S. Foreign Policy in the Middle East*, 44ff.

Jedenfalls wandten sich auch im Wahlkampf 1996 beide Präsidentschaftskandidaten, Bob Dole¹⁸ und Bill Clinton¹⁹, in ihren *Statements to Greek Americans* gerade mit außenpolitischen Themen an die Gemeinde. Deren wichtigster Sprecher, die *American Hellenic Educational and Progressive Association (AHEPA)* kommentierte dies recht selbstbewusst mit den Worten:

American values and interests largely parallel those of Greece and Cyprus. It is high time our foreign policy reflects the natural bonds that tie together our Hellenism and our America.²⁰

Welch erstaunliche Auswüchse Lobbyaktivitäten haben können, war in der *New York Times* am 16. Juli 1998 zu lesen:

Banderas quits Ataturk film after Protests. Debate over the political legacy of Mustafa Kemal Ataturk, the founder of modern Turkey, has upset plans for a film about him that was to have starred Antonio Banderas. After an intense letter-writing campaign led by Greek-Americans, Mr. Banderas withdrew from the project. [...] Producers of the Ataturk film [...] say Mr. Banderas was reacting to pressures from Greek-Americans and others who consider Ataturk unworthy of favorable portrayal.²¹

Diese Meldung deutet darauf hin, dass das außenpolitische Interesse der Griechisch-Amerikaner nicht nur dem politischen Amerika wohl bekannt ist, sondern dass die Kunde, es sei typisch griechisch-amerikanisch ein enthusiastischer pro-griechischer, anti-türkischer Lobbyist zu sein, inzwischen auch Hollywood erreicht hat.

Aber ist es überhaupt legitim, von „typisch griechisch-amerikanisch“ oder „den“ Griechisch-Amerikanern zu sprechen? Sicherlich haben sich nicht alle für Außenpolitik engagiert oder auch interessiert. Man kann jedoch mit einiger Sicherheit behaupten, dass sich dieses Engagement und Interesse nicht allein auf die etablierten Gemeindeführer, die *ethnic leader*, beschränkt hat, wie auch im Laufe vorliegender Studie sichtbar werden wird. Korrekterweise sollte man auch insofern nicht von „den“ Griechisch-Amerikanern

18 AHEPA Press Release, Statement by President Clinton to the Greek American Community, o. D. [Oktober 1996].

19 AHEPA Presse Release, A Message from Bob Dole to the Greek American Community, o. D. [Oktober 1996].

20 AHEPA Press Release, AHEPA on Clinton, Dole Statements to Greek Americans, October 23, 1996.

21 Kinzler, Banderas Quits Ataturk Film After Protests, *New York Times*, 16. Juli 1998, E1. Der Artikel stellt allerdings klar, dass diese Kampagne in Teilen der griechisch-amerikanischen Presse verurteilt wurde, weil sie die Griechisch-Amerikaner als „ethnic hysterics“ erscheinen lasse. Kinzler betont am Ende seines Artikels, dass es keinen Hinweis gebe, dass diese Aktion von Griechenland oder auch von Armenien aus orchestriert oder organisiert war, sondern „entirely within the United States“. Auch das *Time Magazine* berichtete darüber: „Attaboy, Ataturk“, July 27, 1998, o. S. [letzte Seite des Magazins unter der Rubrik „People“ von Belinda Luscombe]. Erstaunlicherweise schien es hier nicht einmal nötig, den Lesern zu erklären, weshalb die Griechisch-Amerikaner diese Briefkampagne gestartet haben.

sprechen, weil sie keinen homogenen Block bilden, sondern eine Gruppe, hinter der sich viele „soziale Welten“ verbergen. Deshalb wurde versucht, Quellenbelege zu finden, die auch den „Durchschnitts-Griechisch-Amerikaner“ oder alternative Stimmen sprechen lassen.

Die wichtigsten Quellen zur Nachzeichnung des amerikanischen Entscheidungsfindungsprozesses sowie zur Untersuchung der Interaktion der höchsten amerikanischen Entscheidungsträger und ihrer Verwaltungsapparate mit griechisch-amerikanischen Eliten, Organisationen, Gemeindeführern und einfachen Bürgern finden sich in den Beständen des *State Department*²² in den *National Archives in College Park, MD*²³ und in den *Presidential Libraries* der im Untersuchungszeitraum amtierenden Präsidenten²⁴.

Insgesamt ist die Quellenlage gut, auch wenn viele Dokumente noch nicht zugänglich sind, da zum einen sensible Akten weiterhin unter dem Siegel der *national security* gesperrt bleiben oder geschwärzte Passagen aufweisen. Zum anderen, da die Aktenbestände des Mittelbaus des *State Department*, an denen sich der Routinekontakt zu griechisch-amerikanischen Organisationen oder sonstigen ethnischen Führern gut rekonstruieren lässt, nur bis 1968/69 vollständig erschlossen sind und für die folgenden Jahre bis 1973 nur fragmentarisch zur Verfügung standen. Sammlungen aus dem amerikanischen Außenministerium sind ohnehin nur bis 1973/74 einsehbar.²⁵ Somit bestand quellentekhnisch eine natürliche zeitliche Grenze für die Studie, zumal mit dem Jahr 1976 auch die Bestände der Ford-Administration eher restriktiv gehandhabt werden bzw. sich erst im Archivierungsstadium befinden, was übrigens auch noch für Bestände der Archive der Johnson- und Nixon-Präsidentschaft zutrifft.²⁶ Weitere wichtige Quellen standen in zwei Oral-

22 Der Schwerpunkt lag auf den Central Foreign Policy Files und den Lot Files des Bureau of the Near Eastern and South Asian Affairs (NEA).

23 Neuere Dokumente des Außenministeriums (1973/74) sind einzusehen in: Electronic Records, State Department Cables, Central Foreign Policy Files, 1973–1974, Record Group 59, Department of State, <http://aad.archives.gov>, und im FOIA Electronic Reading Room, State Department Collection, <http://foia.state.gov>.

24 Lyndon B. Johnson Presidential Library, Austin, TX; Gerald R. Ford Library, Ann Arbor, MI; Jimmy Carter Library, Atlanta, GA. Die Bestände des Präsidenten Nixon befinden sich noch als Richard M. Nixon Presidential Materials Staff in der National Archives and Records Administration II, College Park, MD. In der Jimmy Carter Library ist allerdings, im Gegensatz zu den anderen Archiven, noch kaum brauchbares Material zur Thematik zur Nutzung freigegeben.

25 Zwar besteht die Möglichkeit nach den Bestimmungen des *Freedom of Information Act* Dokumente entsperren zu lassen, was auch im Rahmen der Recherche erfolgreich beantragt wurde. Doch dabei handelt es sich um ein langwieriges Verfahren, bei dem nur einzelne Dokumente gezielt angefragt werden können.

26 Der Großteil der Akten wurde bei Archivaufenthalten vor Ort eingesehen. Der Stand konnte aktualisiert werden, indem immer wieder Internetrecherchen nach neu freigegebenen Dokumenten durchgeführt wurden. Auf dieser Grundlage konnten relevante Ak-

History-Sammlungen²⁷ und einigen Quelleneditionen, so zum Beispiel im entsprechenden Band der *Foreign Relations of the United States*²⁸ zur Verfügung.

Die Recherchen in den *Records of the Senate* und den *Records of the House* war dagegen kaum ertragreich, hier konnten nur einige wenige Funde gesichert werden. In Bezug auf den Kongress waren weit wichtigere Quellen der *Congressional Record*, der über den Schlagwortindex für die Jahre 1964 bis 1978 vollständig aufgearbeitet wurde, wie auch die publizierten Protokolle von Anhörungen zu den hier relevanten Themen. Zudem war Schriftverkehr von Vertretern der Legislative mit der Administration in den entsprechenden dortigen Beständen, mit der griechisch-amerikanischen Gemeinde in den weiter unten beschriebenen einzusehen.

Der Großteil der internen Unterlagen griechisch-amerikanischer Organisationen, die hier verwendet wurden, fand sich im *Immigration History Research Center* der *University of Minnesota (IHRC)* in St. Paul/Minneapolis. Darunter waren Akten kleinerer Organisationen, aber auch der sehr material- und facettenreiche Nachlass des kalifornischen Geschichtsprofessors und politischen Aktivisten Theodore Saloutos. Er umfasst neben seinen Arbeitsunterlagen, die er als bedeutender Historiker seiner ethnischen Gemeinde jahrzehntelang zusammengestellt hat, Akten kleinerer Graswurzel-Organisationen, in denen Saloutos selbst aktiv war sowie interne Korrespondenzen mit Politikern und mit den größeren griechisch-amerikanischen Organisationen.²⁹

In die Interna der wichtigsten dieser Organisationen, der *American Hellenic Educational Progressive Association (AHEPA)*, konnte ebenfalls durch die im *IHRC* auf Mikrofilm zur Verfügung stehenden, nicht publizierten Protokolle der jährlich stattfindenden *AHEPA Supreme Convention* Einblick gewonnen werden.³⁰ Ebenso liegt im *IHRC* sog. graue Literatur vor, also zu-

ten nach deren Entsperrung oder Erschließung als Kopien bestellt und somit für die Untersuchung nutzbar gemacht werden. Die letzte Aktualisierung der Quellenbestände wurde im Herbst 2006 vorgenommen.

27 In den Beständen des *Foreign Affairs Oral History Project* der *Laninger Library* der Georgetown University fanden sich Interviews beteiligter Diplomaten (diese wurden vor Ort und nicht in der inzwischen vorliegenden auf CD-ROM digitalisierten Form eingesehen). Einige weitere wichtige Interviews von Zeitzeugen waren im *Oral History Research Office* der *Butler Library* der Columbia University, New York, vorhanden, die im Rahmen des Projekts *Ethnic Groups and American Foreign Policy* entstanden sind.

28 *Foreign Relations of the United States, 1964–68*, Vol. XVI. Cyprus; Greece; Turkey (tatsächlich erst 2003 erschienen).

29 Vgl. Martin, *The Theodore Saloutos Collection*.

30 Leider wurde der Verfasserin auf Anfrage bei den Headquarters der *AHEPA* in Washington sowie beim Zentralbüro der Erzdiözese der griechisch-orthodoxen Kirche in New York und beim *American Hellenic Institute* kein Zugang zu internen Unterlagen gewährt.

meist schwer zugängliche Broschüren und Pamphlete, die größtenteils nur innerhalb der Gemeinde zirkulierten. Das *Immigration History Research Center* besitzt eine große Sammlung griechisch-amerikanischer Zeitungen sowie eine kleinere Sammlung der *News Releases* der auch politisch aktiven *Greek Orthodox Archdiocese of North and South America*. Daneben waren einige kleinere Nachlässe wie der einzige Fund einer türkisch-amerikanischen Organisation zu finden, der allerdings sehr schmal war. Diese Bestände konnten durch zwei weitere Nachlässe, der eine in der *New York Public Library*³¹, der andere in der *New York University Library*³² komplettiert werden.

Zusätzlich konnte Kontakt zu einigen beteiligten griechisch-amerikanischen Graswurzel-Aktivisten, deren Namen aus Leserbriefen in amerikanischen Zeitungen oder aus den inneradministrativen Aktenbeständen eruiert wurden, mittels Adresssuche über das Internet hergestellt werden. Obwohl nur etwa ein Drittel der Angeschriebenen reagierte, konnten auf diese Weise mittels eines durch die Verfasserin erstellten Fragebogens, in manchen Fällen in weiterer Brief- und Emailkorrespondenz und in Telefonaten, wertvolle Informationen gesichert werden. Zudem wurden der Verfasserin auf diesem Wege weitere interne Unterlagen von ad-hoc-Organisationen zugänglich gemacht.

Eugenios T. Rossides, der prominenteste griechisch-amerikanische Lobbyist, erklärte sich zu einem persönlichen Interview in Washington D.C. bereit.³³ Zwei Mitglieder einer ehemaligen lokalen Graswurzel-Gruppe, Mary und Homer Mantis, konnten in Minneapolis interviewt werden. Hier fanden auch ausführliche Gespräche mit dem damaligen Direktor des *IHRC*, einem der Pioniere der *Ethnic Studies* und Kenner auch der griechisch-amerikanischen Gemeinde, Rudolph Vecoli, statt.

Die Wahrnehmung der amerikanischen Presse wurde vor allem durch die extensive Recherche der *New York Times* eingefangen, die für den Zeitraum 1964 bis 1981 mittels des Schlagwortindex auf Mikrofilm recherchiert wurde. Gezielt wurden auch weitere Zeitungsartikel herangezogen, vor allem aus der *Washington Post* sowie von landesweiten Zeitschriften wie dem *Time Magazine*.

Der unzureichende Forschungsstand zu *ethnic foreign policy* wurde häufig beklagt.³⁴ Tony Smith bemängelt in seiner im Jahr 2000 veröffentlichten Untersuchung die kleine Anzahl auf einzelne ethnische Gruppen spezialisierte

31 Dean Alfange Papers, 1927–1988, Manuscript and Archives Division.

32 John Poulos Papers, Tamiment Collection # 114, Other Radical/Progressive Collections, The Tamiment Institute Library & Robert F. Wagner Labor Archives, Elmer Holmes Bobst Library.

33 Und versorgte die Verfasserin zudem mit vielen Publikationen und Broschüren des *American Hellenic Institute* und seinem dazugehörigen *Public Affairs Council*.

34 Vgl. z. B. Christol/Ricard, *Hyphenated Diplomacy*, 18.

Beiträge. Die allgemeinen Studien würden einseitige Sichtweisen ohne adäquate Argumente vertreten, was seine Untersuchung motiviert habe.³⁵ Acht Jahre zuvor hatte Alexander DeConde die erste Geschichte über die Bedeutung von „Rasse“ und Ethnizität in der amerikanischen Außenpolitik geschrieben, womit er der bis dahin fragmentarischen und wenig fundierten Literatur zur Thematik eine übergreifende Untersuchung entgegenstellte.³⁶

Die Tatsache, dass Smith die Pionierarbeit DeCondes lediglich mit einer Nennung würdigte, deutet auf ein allgemeines Problem hin. Die unbefriedigende Literaturlage ergibt sich nicht allein aus der Spezialisierung der Forscher auf jeweils ein exemplarisches Untersuchungsobjekt – sei es auf eine einzelne Fallstudie oder die politischen Aktivitäten einer bestimmten ethnischen Gruppe –, sondern sie ist auch Folge der kaum vorhandenen Forschungsdiskussion. Bei der vorliegenden Literatur handelt es sich zum großen Teil um quellenferne kürzere Aufsätze³⁷, die lediglich abgegrenzte Aspekte streifen und eher Hypothesen formulieren, denn Erkenntnisse liefern. Auf Forschungskontroversen gehen sie nicht ein.

So lässt sich eigentlich auch kaum von einem Forschungsstand³⁸ sprechen. Ebenso wenig haben sich Methoden und grundlegende Fragestellungen herauskristallisiert, auf deren Fundament sich der Komplex *ethnic foreign policy* als Forschungsbereich hätte etablieren können. Stattdessen bleibt dieses Gebiet unstrukturiert und versammelt eine Vielzahl von speziellen und allgemeinen Beiträgen, die zwar oftmals interessante Akzente setzen, deren Ergebnisse jedoch nur ephemeren Charakter haben.

Dieser Missstand resultiert auch aus der Natur des untersuchten Objekts selbst. Denn die Erscheinungsformen und die Bedeutung von ethnischem Engagement in der Außenpolitik wandeln sich stetig ebenso wie Konzepte von Ethnizität und „amerikanischem Nationalbewusstsein“. Die politologische wie auch die historische Forschung zu *ethnic foreign policy* orientiert sich dabei zumeist an der jeweils aktuellen Erscheinungsform, umgeht dabei jedoch nicht den Fehler, die gewonnenen Erklärungsmuster und analytische Konzepte auf die Vergangenheit zu übertragen. Im seit mehr als einem Jahrzehnt verschärft geführten Streit zwischen Multikulturalisten und Neo-Assimilationisten stellen sich jedoch Fragen der „ethnischen Außenpolitik“ anders dar als in den späten siebziger Jahren, als sich die Vereinigten Staaten als kulturpluralistische Gesellschaft feierten.

35 Smith, *Foreign Attachments*, IX.

36 DeConde, *Ethnicity, Race and American Foreign Policy*, IX.

37 Eine Übersicht über die Beiträge, die für diese Studie herangezogen wurden, kann der Bibliographie entnommen werden.

38 Es liegen einige kurze Zusammenfassungen dazu vor. So (am Rande) bei Ambrosio, *Ethnic Identity Groups and U.S. Foreign Policy*, 1–19, hier 4ff.; Lippid, *Ethnic Political Mobilization*.

Die selbstbewusste Proklamation und Einforderung einer „multicultural foreign policy“³⁹ in den Neunzigern und die Neufassung⁴⁰ amerikanischer Minderheiten als Diasporas⁴¹ – also Gruppen, die in den USA nicht ihre Heimat, sondern eher ein Gastland sehen⁴² –, mögen die Wünsche und das Selbstverständnis einiger Immigrantengruppen- oder ethnischen Gruppen bzw. Segmente in den Vereinigten Staaten heute widerspiegeln. Diese Begrifflichkeiten mögen aber auch Fremdzuweisungen und somit als analytische Konzepte wenig brauchbar sein. Der Transfer von Konstrukten wie „ethnic diaspora“⁴³ ist dabei besonders problematisch: Die retrospektive Anwendung bringt beispielsweise solch fragwürdigen, willkürlich wirkenden Zuweisungen wie die anglo-amerikanische Diaspora⁴⁴ hervor. Das „terminological chaos“⁴⁵, das die politologische und sozialwissenschaftliche Forschung in diesem Themenbereich kennzeichnet, wird selbst von Werken, die dies beheben wollen, eher noch verschärft⁴⁶. Somit spiegelt die Forschung die aktuelle Debatte wider.⁴⁷ Im aktualistischen und politischen Charakter dieser Debatte liegt wohl auch

39 Shain, Multicultural Foreign Policy.

40 Dieser Paradigmenwechsel wurde durch die Globalisierungsforschung angeregt.

41 Vgl. Shain, Marketing the American Creed Abroad, X.

42 „In this book diaspora will be defined as a people with common ethnic-national-religious origin who reside outside a claimed or an independent home territory. They regard themselves and/or are regarded by others as members or potential members of their country of origin“ Ebd., 8.

43 Shain, z. B. in Multicultural Foreign Policy, 87. Warum Shain, wenn er zuvor die Entwicklung zu Diasporas mit dem Ende des Kalten Krieges in die neunziger Jahre verortet, dann alle ethnischen Gruppen und deren politisches Engagement vor dieser Zeit in sein Konzept zwingt (so auch in Bezug auf die Griechisch-Amerikaner, in: Marketing the American Creed, 66ff.), bleibt unklar.

44 So Shain in Rekurs auf ein Zitat von Michael Lind, ebd., 12. Über die diffuse Anwendung des Begriffes Diaspora auch Mayer, Diaspora, Eine kritische Begriffsbestimmung, 7–29, 157. Die Verfasserin vorliegender Studie teilt eher folgende, vom Bochumer Diaspora- und Genozidforscher Mihran Dabag stammende Definition von Diaspora, der drei grundlegende Merkmale nennt: „den Ursprung in gewaltsamen Akten der Vertreibung, das ihren Mitgliedern als gemeinschaftsprägend innewohnende Spannungsverhältnis zu ihrem Lebensumfeld sowie der Rückbezug auf eine verlorene Heimat“. Bock, Tagungsbericht Migration und Diaspora, in: geschichte.transnational, <http://geschichte-transnational.clio-online.net/tagungsberichte/id=1780> (1. August 2009).

45 So Ambrosio in Rekurs auf Walker Connor: Ambrosio, Legitimate Influence or Parochial Capture?, 199.

46 Ambrosios Sammelband wird dem eigenen Anspruch nicht gerecht. Die Einführung des neuen Terminus „ethnic identity group“ als „politically relevant social division [...] based on a shared sense of cultural distinctiveness“ lässt das zwischen gestellte Substantiv *identity* redundant erscheinen. Auch im von ihm getätigten Gebrauch des Terminus in den drei Aufsätzen, die er diesem Sammelband beigegeben hat, lässt sich kein analytischer Gewinn erkennen. Ders., Ethnic Identity Groups, 1f.

47 Es ist auch auffällig, dass das wissenschaftliche Interesse an der Thematik quasi in Schüben erfolgt: Ende der siebziger Jahre und Mitte/Ende der neunziger Jahre kam es zu den bisherigen Höhepunkten.

die Ursache des normativen Ansatzes, der fast die gesamte Literatur zum Thema *ethnic foreign policy* durchzieht.

Dennoch lassen sich gewisse Tendenzen und Denkschulen identifizieren. Zentral ist die Frage nach dem Einfluss ethnischer Gruppen auf den amerikanischen politischen Entscheidungsfindungsprozess. Dies hat einerseits mit der öffentlichen Wahrnehmung und skandalträchtigen Presseberichten über ethnische Lobbys in der Außenpolitik zu tun. Zum anderen ist die „Einflussfrage“ auch forschungsimmanent bedeutend, da sich anhand ihrer Beantwortung entscheiden ließe, ob und in welchem Maße der ethnische Faktor ein angemessenes Interpretationsmuster amerikanischer Außenpolitik darstellt.

Bereits 1945 stuft Thomas A. Bailey in seinem diplomatiegeschichtlichen Standardwerk den Sachverhalt, dass die USA eine „Bindestrich-Nation“ seien, als den viertwichtigsten Faktor in seiner Definition ihrer außenpolitischen Haltungen ein.⁴⁸ 1975 stellten dann Nathan Glazer und Daniel Moynihan in ihrem Epoche machenden *Ethnicity. Theory and Experience* fest: „[T]he immigration process is the single most important determinant of American foreign policy“.⁴⁹ Damit wurde die Kategorie *ethnicity*, die zunehmend zum Schlüsselbegriff soziologischer Analysen geworden war, auch auf die Interpretation von Außenpolitik übertragen.

Abdul Aziz Said leitete 1977 den ersten einschlägigen Sammelband dann auch mit der programmatischen Aussage ein: „[W]e shall advance the proposition that ethnicity provides a useful and heretofore neglected explanation of U.S. diplomacy“.⁵⁰ Doch die Einzelbeiträge ergeben alles andere als ein einheitliches, die These stützendes Bild. Der den Band abschließende Aufsatz von Irving Horowitz geht gar davon aus, dass die Forschung zum Ergebnis gelangt sei, ethnische Gruppen übten minimalen Einfluss aus, und analysiert im weiteren die Gründe.⁵¹ Damit entkräftet er den Anspruch des Herausgebers.

Die *European Association for American Studies* widmete 1984 einen außenpolitischen Workshop dem Thema „Europäische Immigration und amerikanische Außenpolitik“. Auch hier wurde die Feststellung vorangestellt, dass der Einfluss europäischer Immigranten auf die amerikanische Außenpolitik bisher nicht die gebührende Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Ebenso verhalte es sich mit der reichen amerikanischen Literatur zu Ethnizität.⁵² Obwohl der Anspruch des *EAAS*-Workshops darin bestand, an die bislang vernachlässigte Thematik auch mit neuen Fragestellungen heranzutreten, konzentrieren sich auch seine Beiträge letztlich auf einen Punkt, nämlich die „Einflussfrage“. Da jedoch nur einzelne Gruppen untersucht wurden, die un-

48 Bailey, *A Diplomatic History of the American People*, 803f.

49 Glazer/Moynihan, *Introduction*, 23.

50 Said, *A Redefinition of National Interest*, 2.

51 Horowitz, *Ethnic Politics and U.S. Foreign Policy*.

52 Christol/Ricard, *Hyphenated Diplomacy*, 9.

ter verschiedenen Umständen und Zeiten agierten, war die pauschale Beantwortung dieser Frage unmöglich. Der Sammelband deckt somit das gesamte Spektrum an „Diagnosen“ ab: Sie reichen von der Feststellung beträchtlichen Einflusses bis hin zur Ohnmacht von spezifischen ethnischen Gruppen.

Auch der von Mohammed E. Ahrari 1987 herausgegebene Band *Ethnic Groups and U.S. Foreign Policy* liefert ein ähnliches Bild. Hier offenbart sich die Problematik besonders, zumal in drei der acht Beiträge der Einfluss der jüdisch-amerikanischen Lobby auf die US-Nahostpolitik analysiert wird. Ahrari gelangt zum Ergebnis, dass die jüdisch-amerikanische Lobby einflussreich ist, was er in erster Linie auf das positive Image Israels in den USA zurückführt, das diese Lobby generiert.⁵³ Steven L. Spiegel meint dagegen, dass der Einfluss der jüdisch-amerikanischen wie auch ethnischer Interessengruppen insgesamt überschätzt werde. Angesichts der Multikausalität von Entscheidungsfindungsprozessen innerhalb der Exekutive, die er in seinem Beitrag untersucht, gibt er keinem einzelnen Faktor, besonders nicht dem ethnischen den Vorrang und konstatiert stattdessen seine relative Irrelevanz.⁵⁴ Mitchell Bard beendet wiederum seine Studie mit der ausgewogenen Feststellung, dass die jüdisch-amerikanische Gemeinde als Lobby, als Wählerschaft und Teil der öffentlichen Meinung Einfluss ausübe, sofern keine anderen innenpolitischen Faktoren die Oberhand gewinnen.⁵⁵ Die so unterschiedliche Beurteilung des Einflusses ein und derselben ethnischen Interessengruppe zeigt somit, dass das breite Spektrum an Antworten auf die Einflussfrage nicht allein auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass jede außenpolitisch aktive ethnische Gruppe innerhalb unterschiedlicher Parameter agiert, sondern ebenso methodisch bedingt ist. Denn die Messlatte, die für die Bestimmung von Einfluss angesetzt wird, sowie die Einflusskanäle, die untersucht werden, sind nicht einheitlich und prädisponieren zudem die Ergebnisse.

Andere Studien gehen die Einflussfrage dagegen differenzierter an. In seiner Untersuchung der Beziehung von Immigration und Außenpolitik während der Zwischenkriegszeit konzidiert Manfred Jonas schon zu Beginn, dass Immigranten als Teil der Öffentlichkeit und der politisch Mitspracheberechtigten zwar Einfluss auf die Formulierung von Außenpolitik haben und dass sich dieser auf verschiedenen Wegen manifestieren könne wie etwa durch ihr Wahlverhalten, durch ihre Medienpräsenz, durch direkte Lobbyarbeit und ebenso durch ihre reine Existenz. Aber die Messbarkeit des Einflusses dieser Faktoren sei alles andere als gegeben. Denn selbst das Lobbying, die direkteste Beeinflussungsmöglichkeit, sei kaum zu quantifizieren. So könne zwar eine Korrelation zwischen politischen Wünschen und eingeschlagener Politik

53 Ahrari, *Domestic Context*.

54 Spiegel, *Ethnic Politics and the Formulation of U.S. Policy*.

55 Bard, *Ethnic Group Influence on Middle East Policy*.

festgestellt werden, jedoch keine Rückschlüsse auf mögliche Kausalitäten gezogen werden.⁵⁶

Man kann somit feststellen, dass die Ergebnisse der Forschung kaum auf einen Nenner zu bringen sind, was sowohl auf die Vielfalt der studierten Objekte wie auch auf die Uneinheitlichkeit der angewandten Methoden zurückzuführen ist. Eher vernachlässigt blieb dabei die „umgekehrte Einflussfrage“, also inwiefern die ethnischen Interessengruppen von den Entscheidungsträgern für ihre Zwecke eingespannt wurden.⁵⁷

Beim Überblick über die vorhandene Literatur lässt sich ein zweiter Forschungsstrang offen legen, der ethnischen Einfluss auf die amerikanische Außenpolitik als gegeben voraussetzt und die Frage verfolgt, weshalb manche Gruppen – angeführt werden zumeist die Jüdisch-, Griechisch- oder Kubanisch-Amerikaner – Einfluss bzw. Erfolge zu verbuchen haben und andere – wie die Mexikanisch-, Polnisch- oder Irisch-Amerikaner – nicht. Zwei Faktoren werden als dominierend herausgestellt: die der Gruppe jeweils zur Verfügung stehende Opportunitätsstruktur und ihre Mobilisierbarkeit. Die Opportunitätsstruktur ergibt sich dabei nicht nur aus den jeweils aktuellen Gegebenheiten des amerikanischen politischen bzw. des internationalen Systems, sondern beispielsweise auch aus dem Image, das eine Gruppe in der amerikanischen Gesellschaft hat⁵⁸. Zur Erklärung der Mobilisierbarkeit werden instrumentalistische bzw. konstruktivistische⁵⁹ und sozio-biologische bzw. primordialistische Ansätze⁶⁰ herangezogen. Nach instrumentalistischer Lesart

56 Jonas, *Immigration and U.S. Foreign Policy*.

57 Angerissen wird dies bei Bard, *Ethnic Group Influence*, 49, 54. Ebenso erwähnt bei Lippid, *Ethnic Political Mobilization*, 17. Shain meint, dass die „ethnischen Diasporas“ von den amerikanischen Entscheidungsträgern beauftragt würden, amerikanische Zivilreligion in der Welt zu verbreiten, allerdings ist damit weniger der Aspekt der direkten Beeinflussung gemeint, ders., *Multicultural Foreign Policy*, 87. Eine der frühen übergreifenden Untersuchungen zum Thema gelangt zum Ergebnis, dass das außenpolitische Interesse der Immigranten von den amerikanischen politischen Parteien geweckt würde. Gerson, *The Hyphenate in Recent American Politics*, 234.

58 Im Gegensatz zum oben erwähnten Ahrari arbeitet Terry diesen Aspekt recht überzeugend heraus. Dies., *U.S. Foreign Policy in the Middle East*.

59 Der instrumentalistische Ansatz ist umfassender als der konstruktivistische, zumal letzterer auf die Rolle der Eliten bei der Konstruktion ethnischer Identitäten abzielt, während der Instrumentalismus auch andere Implikationen haben kann, freilich auch über das außenpolitische Engagement hinaus. So auch sichtbar an der von Glazer/Moynihan 1963 in *Beyond the Melting Pot* gemachten Feststellung, ethnische Gruppen seien primär Interessengruppen, die mittels dieser sozialen Organisationsform effizienter ihre Belange gegenüber der Gesamtgesellschaft durchsetzen können. Ein weiterer Aspekt dieser Diskussion ist die von Gans eingeführte symbolische Qualität von Ethnizität als Grundlage politischer Mobilisierung (Gans, *Symbolic Ethnicity*.) Später wurde Ethnizität als Mitgliedschaft mit der rational choice-Theorie analysiert. Vgl. Bös, *Rasse und Ethnizität*, 186–194, 224ff., passim.

60 Primordialisten gehen davon aus, dass ethnische Gruppen oder auch Nationen von biologisch-phänotypischen Merkmalen und/oder von in der frühen Kindheit erworbenen

verfolgen ethnische Gruppen, zumeist von ihren eigenen Eliten dazu animiert oder instrumentalisiert, durch ihr außenpolitisches Engagement als rationale Akteure bewusst Ziele innerhalb des politischen und gesellschaftlichen Systems. Folgt man dem sozio-biologischen Ansatz, entspringt die Motivation und Aktivitätsbereitschaft ethnischer Gruppen ihren emotional-psychologischen Bindungen an ihr reales oder symbolisches Heimatland.

An der Frage der Motivation entzündet sich wiederum eine weit umfassendere Diskussion. Dabei spielt es jedoch kaum eine Rolle, ob aus instrumentalistischer Perspektive postuliert wird, dass ethnische Gruppen mit ihrem außenpolitischen Engagement „reale“ Ziele verfolgen – Teilhabe an Ressourcen, politischer Macht oder Anerkennung –, oder nach primordialistischem Ansatz lediglich durch irrationale, Affekten entspringende Bedürfnisse motiviert sind. Das Engagement dieser Akteure steht unter einem Generalverdacht, wie es folgende Titel exemplarisch zum Ausdruck bringen: „Legitimate Influence or Parochial Capture?“⁶¹; „Are Ethnic Politics Dangerous?“⁶².

Auf pragmatischer Ebene wird hier über die Frage der Vereinbarkeit zwischen nationalem und ethnischem Interesse in der Außenpolitik gesprochen. Der eigentliche Verdacht dahinter hat jedoch eher mit „Identitätsfragen“ zu tun, die in Zusammenhang mit Außenpolitik meist als Loyalitätsfrage⁶³ aufgeworfen werden. Die politische bzw. ideologische Verortung des jeweiligen Autors und seine daraus resultierende Haltung zur Frage „*Who is the American?*“ determiniert zumeist seine Position dazu: Pluralisten und Multikulturalisten/Integrationisten sehen in doppelten Loyalitäten kein Problem, Assimilationisten und Neo-Assimilationisten sehr wohl, wobei inzwischen auf beiden Seiten auch die Meinung vertreten wird, dass außenpolitisch engagierte ethnische Amerikaner eindeutig ihrem alten Heimatland gegenüber loyal seien. „But such groups must appear more loyal to the United States than other nations to be effective in American politics“, meint Uslaner dazu⁶⁴, womit dem Verdacht der Illoyalität auch der der gezielten Täuschung hinzugefügt wird.

Drei einschlägige Monographien sind von der Loyalitätsfrage quasi durchzogen: Tony Smith und Yossi Shain bewerten das amerikanische politische System als fruchtbaren Boden für ethnische außenpolitische Aktivität, dessen freie Verfügbarkeit von beiden auch nicht in Abrede gestellt wird.

Fertigkeiten (wie z. B. Sprache) gekennzeichnet sind, die das Zugehörigkeitsgefühl und das Handeln ihrer Mitglieder quasi festlegen. Zugespielt im extended kinship paradigm bei Pierre L. van de Berghes *The Ethnic Phenomenon* von 1981; vgl., ebd., 217ff.

61 Ambrosio, *Legitimate Influence or Parochial Capture?*, 199.

62 Uslaner, *Cracks in the Armor?*, 372.

63 Diese Thematik wird in vorliegender Arbeit an späterer Stelle ausführlicher behandelt.

64 Übrigens in direktem Bezug zu den Griechisch-Amerikanern, ders., *Cracks in the Armor?*, 355.

Smith zweifelt jedoch an der Loyalität ethnischer außenpolitischer Aktivisten und beurteilt ihr Engagement skeptisch bis ablehnend. In einem patriotischen Plädoyer „erlaubt“ er den ethnischen Amerikanern zwar im Außenpolitikfeld aktiv zu sein, aber nur, wenn sie in einer Art Selbstverpflichtung allein am Maßstab des nationalen Interesses der USA orientiert handeln.⁶⁵ Shain attestiert den von ihm untersuchten Akteuren diese Loyalität, vielmehr noch scheint er ihnen zu bestätigen, dass sie die besseren Amerikaner seien, da sie den Glauben an die amerikanische Zivilreligion aufrecht erhalten und die amerikanische Ideologie nach außen „verkaufen“.⁶⁶

Alexander DeConde beschäftigt sich mit der Loyalitätsproblematik nur indirekt. Folgt man ihm, ist die amerikanische Nation eine Zusammensetzung ethnischer Gruppen, aus der die dominante Mehrheit, die Anglo-Amerikaner, auch historisch nicht auszunehmen sind. Sie haben, laut DeConde, die amerikanische Außenpolitik von Anbeginn grundlegend geprägt, sowohl in ihrer Zielrichtung als auch in ihrer Implementierung. Amerikanische Außenpolitik und das nationale Interesse werden somit als Resultat der ethnischen Präferenzen der anglo-amerikanischen Elite, quasi als Ausfluss anglo-amerikanischer Loyalität interpretiert.⁶⁷

Selbst *The Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*⁶⁸, deren Erscheinen im Jahr 1980 die „Dekade der Ethnizitätsforschung“ eröffnet hatte⁶⁹, würdigte den Komplex *ethnic foreign policy* explizit lediglich mit dem Beitrag *Loyalties. Dual and Divided*⁷⁰. Dies zeugt zum einen davon, dass die Loyalitätsfrage auch innerhalb der soziologischen sog. *ethnic and racial studies* in diesem Zusammenhang als zentral gilt. Zum anderen aber auch, dass *ethnic foreign policy* hier eher am Rande problematisiert wurde.

Auch wenn die amerikanische Soziologie das außenpolitische Engagement ethnischer Gruppen in ihren Überlegungen immer wieder berücksichtigt, so wird ihm offenbar kein besonderer Stellenwert bei der Untersuchung amerikanischer ethnischer Identität beigemessen. Außenpolitischer Aktivismus gilt dort zumeist als logische Folge von ethnischer Identität oder als Indikator dafür. Denn oftmals lässt sich ethnische Identität bei assimilierten Gruppen nur noch an ihrem außenpolitischen Engagement für ihre „alte Heimat“ erkennen.⁷¹ Die einstigen Protagonisten der „*New-Ethnicity*“-Bewegung gelten inzwischen ohnehin als *Euro Americans*, für welche Ethnizität

65 Smith, *Foreign Attachments*, 164f.

66 Shain, *Marketing the American Creed*, 203ff.

67 DeConde, *Ethnicity, Race and American Foreign Policy*; ders., *Ethno-Racial Influences*.

68 Thernstrom (Hg.), *The Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*.

69 Bös, *Rasse und Ethnizität*, 227.

70 Harrington, *Loyalties. Dual and Divided*.

71 In diese Richtung ging bereits die Interpretation Herbert Gans' in seinem grundlegenden Beitrag *Symbolic Ethnicity*. Er meinte, alte Heimatländer für die sich die ethnischen Amerikaner einsetzen, seien als Symbol einer distinkten Identität besonders geeignet,

keine soziale Realität mehr darstellt, sondern eine frei wählbare Option, quasi ein Luxusgut ist.⁷²

Der im Jahre 2003 erschienene, von Historikern verfasste Sammelband *Race and Ethnicity in America*⁷³ fragt jedenfalls noch im Schlusswort:

Can immigrants have a dual identity? How have strong ethnic ties to the ancestral home affected U.S. foreign policy?

Und stellt dem die Frage voran: „Who is the American?“⁷⁴ Auch dies illustriert nochmals, dass die Frage der amerikanischen und der ethnischen Identität und somit auch die Frage nach ihren Rollen in der Außenpolitik offen sind.

da sie zu weit entfernt seien, um wirklichen Einfluss auf ihr Leben zu haben. Ders., *Symbolic Ethnicity*, 437f.

72 So z. B. Waters 1990 in ihrer einflussreichen Studie *Ethnic Options. Choosing Identities in America*, vgl. dazu: Bös, *Rasse und Ethnizität*, 259ff. Schon 1980 hatte einer der Experten zum Thema, Thernstrom, in einem Interview das *ethnic revival* als „Luxury of ethnicity“ for the affluent“ charakterisiert: *A Conversation with Stephan Thernstrom, Is America's Ethnic Revival A Fad Like Jogging?*, *U.S. News & World Report* 89, 1980, 85.

73 Bayor, (Hg.), *Race and Ethnicity in America*.

74 N.N. [ders.], *Conclusion. Race and Ethnicity in America*, 245.

NATION UND ETHNIZITÄT IN DEN USA

1. DEFINITIONEN

[E]thnic and religious groups have tended to preserve, at least for some time, their separate personalities. But these immigrants were assimilated in a much deeper sense, in the sense of spiritual transformation. They became Americans in the full sense of the word, a sense which does not include race or ethnic origin but is based upon loyalty to an idea.¹

The ethnic upsurge (it can hardly be called a revival because it was unprecedented) began as a gesture of protest against the Anglocentric culture. It became a cult, and today threatens to become a counterrevolution against the original theory of America as „one people“, a common culture, a single nation.²

Die beiden Zitate veranschaulichen den Wandel in der Wahrnehmung der „ethnischen Frage“ in den USA. Wurde sie in den fünfziger Jahren für überwunden gehalten, so schien Ende der achtziger Jahre die einst gewonnene Einheit der amerikanischen Nation durch sie gefährdet. Beiden Perspektiven ist gemeinsam, dass sie von der Existenz oder zumindest der Möglichkeit einer „homogenen“ amerikanischen Nation ausgehen. Mit dem Aufkommen der sog. *New Ethnicity* in den siebziger Jahren hieß es dagegen „ethnicity is really a way of being American“.³ Das Ethnische, so der Tenor vieler zeitgenössischer Beiträge zum Thema, konstituierte gar das Amerikanische und sei die Grundlage des amerikanischen Gesellschaftssystems.

Das Amerikanische, je nach Sichtweise Gegenpol oder Substrat des Ethnischen, ist ebenso unbestimmbar. Selbst während der Amerikanismus-Periode, einem Höhepunkt an bewusster und verbal geführter öffentlicher Auseinandersetzung mit der Frage, was das Amerikaner-Sein ausmache, gab es dazu keine eindeutige, konsensfähige Antwort. In einem Pamphlet des *National Americanization Committee* vom Januar 1918 werden zwar amerikanische Bürger dazu aufgefordert, sich folgendermaßen an den Amerikanisierungsbemühungen zu beteiligen:

Make the term „Americanization“ definite, signifying a common language, a common citizenship, a common standard of living, and a realization that we are all the pioneers of the America that is to be.⁴

1 Kohn, *American Nationalism*, 150.

2 Schlesinger, *The Disuniting of America*, 43.

3 So Greeley im *Boston Globe* am 4. November 1977, zit. nach: Watanabe, *Ethnic Groups*, 16.

4 *National Americanization Committee, Americanization War Service. What You Can Do*

Aber die inhärente Vergeblichkeit des Versuches, das Amerikanische festzulegen, wird selbst in diesem nationalistischen Aufruf sichtbar, denn Amerika bleibt ein Ziel, eine Projektion in die Zukunft – die amerikanische Nation als „Erfinderin Amerikas“, wie es Edmundo O’Gormans bekanntes Diktum nahelegt⁵.

Doch in dieser Hinsicht ist das unfertige Amerika nicht exzeptionell, zumindest dann, wenn diese vermeintliche Abweichung von anderen Nationen als wesenhaft verstanden wird. Zwar prägte die spezifische Nationskonzeption – ein Menschheitsexperiment, ein zeitlich unbegrenztes Werden im Streben nach Utopia – das Selbstbild Amerikas nachhaltig. Zudem zwingt das permanente Immigranten-Nation-Sein das Bewusstsein auf, dass die Merkmale, die diese Nation ausmachen, im stetigen Fluss seien. Andere Nationen verstehen sich gerade aus der Kontinuität ihrer Wesensmerkmale, wie diffus diese Vorstellungen im Einzelnen auch sein mögen.

Diese Differenz ist aufhebbar, denn jede Nation ist, selbst wenn das „Nation-Sein [...] der am universellsten legitimierte Wert im politischen Leben unserer Zeit“⁶ ist, letztlich eine „vorgestellte [...] Gemeinschaft“⁷. Mit der Ersinnung des Konzeptes Nation entstand ein neues, den Bedürfnissen der Moderne entsprechendes politisches Objekt und mit dem Nationalismus die ihm korrespondierende Ideologie. Dabei wurde Nation nicht allein nüchtern als eine Art von Organisationseinheit aufgefasst. Der Nationalismus war vielmehr die Quelle einer neuen menschlichen Identitätsform. Die Nationszugehörigkeit prägte in der Folge sowohl den Erfahrungshorizont des Einzelnen, als auch das innere Verständnis seiner selbst. Mittels nationaler Mythen, Symbole und wissenschaftlich aufbereiteter Inhalte wurden und werden dem Einzelnen u. a. durch die Familie, die Bildungseinrichtungen, weitere staatliche Institutionen und die Medien Bewusstseinsinhalte eingegeben, welche neben dem Handeln auch das Denken und Fühlen beeinflussen. Damit bleibt die nationale Identität in einem ständigen Reproduktionsprozess.⁸

Der Begriff Nation bezeichnet eine bestimmte, abgegrenzte Menge von Menschen. Die nationale Zugehörigkeit ist von gewissen Merkmalen gekennzeichnet die identitätsstiftend wirken und deshalb ganz grundsätzliche Bereiche menschlichen Seins – Raum, Zeit – und gemeinschaftlicher Erfahrung – Kommunikations-, Umgangs-, gesellschaftliche und politische Organisationsform – betreffen. Das aus der Betonung bestimmter Merkmale gezogene Gemeinschaftsgefühl, durch Bewusstwerden oder Suggestion des Bestehens einer Interessengemeinschaft untermauert, lässt starke Loyalitätsbande zwi-

For Americanization (Januar 1918), zit. nach Herrmann, >>Be an American!<<, 159.

5 Kaplan, Nationalism, 611.

6 Anderson, Die Erfindung der Nation, 12.

7 Ebd., 15.

8 Vgl. ebd.; Gellner, Nationalismus; Greenfeld, Nationalism; Hobsbawm, Nationen und Nationalismus; Smith, Gastronomy or Geology?.

schen den Mitgliedern der Gruppe Nation und damit die emotionale Grundlage dieser Bindung entstehen.

Das Konzept Ethnie gleicht dem Wesen nach dem der Nation. Ethnie bezeichnet Identitätsgruppen, die Merkmale vorweisen, die die dieselben Bereiche abdecken – Kultur, Mentalität, Vergangenheit, Territorium – sowie ähnliche Bindungen und Emotionen auslösen wie Nationen. Der Begriff Ethnie wurde jedoch im Gegensatz zu Nation durch die Wissenschaft in die Diskussion geworfen.⁹ Die Funktion des Begriffs war es ursprünglich, in einer national aufgeteilten Welt – auch retrospektiv – auf politisch korrekte Weise Volksgruppen zu bezeichnen und als distinkte Phänomene untersuchen zu können, die keinen national(staatlich)en Status innehaben und oft als Untergruppierung eines Staatsvolkes, als Vorläufer von Nationen oder – so kam der Begriff erst später zur Anwendung – als immigrierte Minderheiten existieren.¹⁰

Der Unterschied zwischen den Konzepten Nation und Ethnie ist nicht in der Funktion, der Art und der Wirkung der Merkmale zu suchen, die ihnen zugeordnet sind, sondern in den Bedeutungen, die diese Begriffe außerdem implizieren: Denn während der Begriff Ethnie lediglich (kulturelle) Identitätsgruppen meint, werden unter dem Begriff Nation angesichts des Siegeszuges des westlichen Nationalstaatsmodells gemeinhin (Interessen)Gruppen verstanden, die aus ihrem Gemeinschaftsgefühl das Recht auf politische Eigenständigkeit herleiten.

Freilich ist die Forschungsdiskussion über die Bedeutung der Begriffe Nation¹¹ und Ethnie¹² äußerst kontrovers. Sie produziert Erkenntnisse, die von Nationen und Ethnien als zwei distinkten Kategorien ausgehen, die von ihrer partiellen Überschneidung bis zu ihrer Kongruenz reichen, ob nun als vorgestellte oder als reale Objekte.

Versteht man dagegen unter Nation und Ethnie dem Wesen nach gleichartige Konstrukte, wird offenbar, warum kein allgemeingültiger Merkmalkatalog erstellt werden kann, mit dessen Hilfe sie sowohl als Konzeptionen als auch als konkrete Phänomene wohl definiert werden können. Denn die sie konstituierenden Merkmale sind Ergebnis eines sich ständig wandelnden Konsenses, sind also weder der Art noch dem Inhalt nach absolut zu benennen. Typen von Nationen und Ethnien, die von der Wissenschaft anhand dieser Merkmale definiert werden, können somit auch nur ephemeren Charakters sein. Gelten eine gemeinsame Sprache, vermeintliche biologische Merkmale, Sitten und Bräuche, die politische Kultur u. v. m. in variablen Kombi-

9 Dittrich/Radtke, *Ethnizität*, 23.

10 Vgl. Orywal/Hackstein, *Ethnizität*.

11 Die Zeitschrift *Nations and Nationalism* (1995ff.) ermöglicht die beste Übersicht über die prinzipiellen und besonderen Probleme der aktuellen Nationalismusforschung. Vgl. auch: Hutchinson/Smith (Hg.), *Nationalism*.

12 Vgl. dies. (Hg.), *Ethnicity*; Heibrock, *Ethnizität*.

nationen als entscheidende Inklusionsmerkmale dieser oder jener Nation oder Ethnie, so verändern wechselnde Umstände die Art und den Inhalt oder die Gewichtung dieser Merkmale. Konstant ist allein ihr Effekt, dass sich also Individuen anhand der identitätsstiftenden Kraft, die gewissen Merkmalen jeweils zugesprochen wird, als Teil einer Nation, einer Ethnie (oder auch jeder sonstigen Identitätsgruppe) empfinden und nicht die Merkmale als solche.

Ausgehend vom Ansatz des ethnologischen Situativismus und insbesondere der Theorie Fredrik Barths¹³ soll hier der Versuch unternommen werden, zur Beschreibung der amerikanischen Nationskonzeption und der Rolle der Ethnizität von Minderheitengruppen ein Modell anzuwenden, das sowohl den zeitlichen Wandel, als auch sonstige Variablen mit einbezieht.

Barth erklärte in seinem für die Ethnologie bahnbrechenden Beitrag von 1969 *Ethnic Groups and Boundaries* die Ethnogenese nicht als Folge des Bewusstwerdens von gemeinsamen Merkmalen, sondern als die Abgrenzung durch Merkmale. Damit entkoppelt Barth die Definition der Ethnie von konkreten Inhalten, den *cultural stuff*, und stellt dem die Grenze als konstitutiven Faktor entgegen. Die Grenze wird durch die sozialen Akteure selbst definiert und auch verschoben, die Inklusions- oder Exklusionsmechanismen passen sich den jeweiligen Gegebenheiten an, die Selbst- und Fremdwahrnehmung ist wandelbar und subjektiv. Somit versteht er Ethnizität als sozialen Prozess, der sich in Interaktion mit dem Anderen abspielt, und nicht als kulturelle oder sonstige Wesensart, die a priori gegeben ist oder a posteriori feststeht.¹⁴ Der Flexibilität dieser Theorie ist es wohl zu verdanken, dass auch bei der Erforschung von Nation(-en) und Nationalismus(-en) inzwischen auf das Barthsche Modell zurückgegriffen wird, um den in diesem Bereich üblichen Formalismus bei deren Klassifizierung aufzulockern¹⁵. Denn die Unterteilung von Nationen anhand ihrer Zugehörigkeitsmerkmale in Bluts- oder ethnische, Kultur- und Ziviltationen und die Typologisierung von Nationalismen als

13 Die Übertragung der ethnologischen Theorie auf die Untersuchung einer Nation ist durch das Postulat legitimiert, dass Nation und Ethnie einer Bedeutungskategorie zugehören, nämlich Identitätsgruppen, die durch variable, aber dennoch äquivalente Zugehörigkeitsmerkmale gekennzeichnet sind.

14 Barth, Introduction. Eine kleine Parenthese: Man sollte Barth nicht so lesen, als würde er die Existenz von kulturellen Identitäten und Differenzen leugnen. Ihm geht es vielmehr darum, bewusst zu machen, dass erstens die jeweiligen Inhalte, die als konstituierend angesehen werden, von den Akteuren selbst gewählt sind und sich nicht von Natur aus aufdrängen. Deshalb sind sie auch wandelbar und gewährleisten dabei trotzdem den Erhalt der Identitätsgruppe. Wenn es sich so verhält, ist es zweitens wichtig aufzuzeigen, dass dieser Prozess des Auswählens von Merkmalen, welche die Gruppe ausmachen, erst durch die Abgrenzung vom Anderen und durch den Anderen möglich wird. Identifikation ist somit immer eine relationale Beziehung.

15 Vgl. Jenkins, Nations and Nationalisms; Jacobson, Perceptions of Britishness. Die hier folgenden Ausführungen wurden vor allem von letzterem Beitrag inspiriert.

kollektiv-autoritär, liberal-individualistisch etc.¹⁶ sind nicht in der Lage, die Komplexität, die jeder konkrete Fall vorzuweisen hat, zu erfassen und abzudecken oder gar diachrone Validität zu gewährleisten, obwohl sie freilich wichtige Kriterien zur differenzierten Analyse dieser Phänomene an die Hand geben. Behält man diese Differenzierungskriterien bei, nutzt sie aber nicht als Nations-Typen, sondern als Typen von Grenzen im Barthschen Sinn, versteht sie mithin nicht als materielle, sondern als von den Akteuren vorgestellte Trennlinien, können für vorliegende Studie folgende Grenz-Typen als relevant ausgemacht werden: die biologische oder rassische Grenze, wonach die nationale Zugehörigkeit von der „Blutsgemeinschaft“ oder von vermeintlichen biologischen Merkmalen abhängig gemacht wird; die kulturelle Grenze, bei der Sprache, Sitten, Geschichte und Mentalität als entscheidende Inklusions-/Exklusionsmerkmale gelten; und die zivile Grenze, wonach das Bekenntnis zu einer staatsbürgerlichen Gemeinschaft den Zugang zur Nation gewährt.¹⁷ Keine dieser Grenzen wirkt für sich allein genommen, sondern sie gibt höchstens den Ausschlag für das jeweils dominante aktuelle amerikanische Nationalverständnis.

Es sei an dieser Stelle betont, dass diese drei Grenzen lediglich Vorstellungen der Akteure markieren. Die Inhalte die sie umfassen und welche durch die drei Adjektive näher bestimmt werden, bilden den Pool an Inklusions-/Exklusionsmerkmalen, auf welche die Akteure zurückgreifen. Das bedeutet nicht, dass ihnen per se Realität zukommt. Bei den biologistisch-rassisch (tisch)en Vorstellungen, wonach Menschen anhand phänotypischer Merkmale in Rassen unterschieden und gar hierarchisiert werden, handelt es sich um reine Imagination. Das Postulat der Existenz einer homogenen Kultur – das ist meist gemeint, wenn eine kulturelle Grenze aufgestellt wird –, ist eine grobe Vereinfachung der Realität. Auch die formaljuristischen Zugangskriterien zu einer Staatsbürgerschaft, ja der Staat selbst, sind Konventionen und somit Konstrukte – wobei zumindest dies den meisten Beteiligten bewusst ist. Die Definitionsmacht über den *cultural stuff*, also darüber, welche Vorstellungen diese Grenzen umfassen, zudem darüber, welche Grenzen wirkungsmächtig sind, ermöglicht der dominanten Gruppe den Zugang zu regulieren und damit ihre Machtstellung zu stabilisieren.

16 So bei Greenfeld, Nationalism und kritisch dazu Brown, Are there Good and Bad Nationalisms?.

17 Damit soll keine ausschöpfende Typologisierung von Grenzen vorgenommen werden. Unangesprochen bleibt z.B. die religiöse Grenze, die in den 1840/50ern, der ersten großen amerikanischen Nativistenbewegung, wohl von Bedeutung war und die auch in den 1950ern mit der Entwicklung des Konzepts des *triple-melting-pot* problematisiert wurde.

2. DIE KONSTITUIERUNG DER AMERIKANISCHEN NATION

2.1 Die Anfänge¹⁸

Die vorgestellte biologisch-rassische, kulturelle und zivile „Grenze“ (im Bathschen Sinne) haben im Laufe der amerikanischen „Identitätsgeschichte“ eine wechselnde Rolle gespielt und werden sich in Zukunft in ihrer Wichtigkeit wohl immer wieder verschieben. Dieser Prozess erklärt den ambivalenten Charakter des amerikanischen Nationalverständnisses. Seiner starken rational-individualistischen Prägung steht sein historisch-kulturell eingefärbter Charakter entgegen, der nicht allein als Produkt marginaler Alternativen zur universalistischen Nationalidentität zu erklären ist, wie es Liah Greenfeld in ihrem *Nationalism. Five Roads to Modernity* vorschlägt¹⁹. Es besteht vielmehr ein innerer Zwiespalt, der sich z. B. darin zeigt, dass sowohl die Zulassung von Multikulturalismus und Pluralismus auf der einen als auch Assimilationsforderung und „Exklusionismus“ auf der anderen Seite genuin sind. Was der amerikanischen Nationsvorstellung diesen ganz speziellen Charakter gibt, ist die starke Konkurrenz, in welcher sich die rassische, kulturelle und zivile Grenze befunden haben und befinden, sowohl in historischer Perspektive als auch aus den verschiedenen Positionen der Akteure heraus. Die folgende konzise und daher auch eher oberflächliche Nachzeichnung der amerikanischen „Identitätsgeschichte“ soll das Konkurrenzverhältnis dieser drei dominanten Grenz-Typen erkennbar machen.

Der amerikanische Nationalgedanke war in seiner Entstehung stark politisch konnotiert, denn hier wurde in erster Linie ein alternatives Konzept zur Kolonialherrschaft entworfen, das den Interessen der ansässigen Bevölkerung entsprach. Die Legitimität der Abtrennung wie auch die Schaffung eines neuen Staatsgebiets gründete auf den Anspruch auf Selbstbestimmung und auf einem gemeinschaftlichen Bekenntnis zu Ideen – Freiheit, Gleichheit, Republikanismus und Demokratie –, welchen universelle Gültigkeit zugesprochen wurde. Damit wurden diese Ideen nicht als Ausfluss amerikanischer Eigenart oder Kultur propagiert oder als amerikanische Rechte und Merkmale in alleinigen Anspruch genommen, sondern als Menschenrechte aufgefasst, die man durch den Akt der Revolution für sich geltend machte.

Die amerikanische Nation war bei ihrer Erfindung bewusst als ein zu erreichendes Ziel gesetzt, ein politisches Programm, das die „Gründerväter“ realisieren wollten. Gespeist wurde das Konzept der künftigen amerikanischen Nation durch die von den ersten puritanischen Siedlern tradierten Topoi des *New Eden* und der *Citty upon a Hill*, gemäß denen die Neue Welt

18 Vgl. Kohn, *American Nationalism*; Adams, *Amerikanischer Nationalismus*; Greenfeld, *Nationalism*, 399–484; Dies., *The Origins and Nature of American Nationalism*; Gleason, *American Identity and Americanization*.

19 Greenfeld, *Nationalism*, 438.

als Utopia betrachtet wurde, deren Verwirklichung eo ipso niemals einen Endpunkt finden würde. Thomas Paines vielbeachteter pathetischer Aufruf an die Neue Welt: „O! receive the fugitive, and prepare in time an asylum for mankind“²⁰ fasste die amerikanische Nation selbst als ein prinzipiell nie abschließbares Projekt.

Diese Ideale bildeten das Bindemittel einer großteils englischen Siedlerschaft, deren gemeinsame Herkunft nicht den Hintergrund ihrer Einheit stellen konnte, weil dies die Legitimität der neuen politischen Entität untergraben und das Programm der Bildung einer eigenen Nation, des neuen Souveräns, gestört hätte. Die nicht-englischen, (nord)europäischen Siedler konnten somit in die neue Nation, die Zugang mittels der staatsbürgerlichen Grenze anbot, sehr leicht eingeschlossen werden. Eine schier unüberwindbare Grenze wurde jedoch gleichzeitig und fast selbstverständlich aufgestellt: Die Imagination einer biologisch-rassischen Differenz räumte weder den indigenen Völkern, noch den aus Afrika eingeschleppten Sklaven einheitlich das Recht ein, Teil dieser Nation zu werden.

Die weiteren Entwicklungen ließen zunächst auch die Entstehung der Vorstellung einer definiten „weißen Nationsgemeinschaft“ nicht zu. Zum einen wuchs das Territorium des neuen Staates kontinuierlich, bis es an zwei Ozeane angrenzte, während die Erschließung und Inbesitznahme dieses neuen Landes weitere Zeit in Anspruch nahm. Zum anderen trocknete der Fluss der Immigration nie vollständig aus, bis er zwischen 1845 und 1855 zum ersten Mal über die Ufer zu schwellen schien, als eine große Welle von Nord- und Westeuropäern, die im Gegensatz zu den meisten Amerikanern größtenteils katholischen Glaubens waren, ins Land strömte. Sie stießen zwar auf eine Barriere von Ablehnung, die von Nativisten, die sich unter dem Motto des *Know-Nothingism* politisch zusammengeschlossen hatten, errichtet wurde. Doch fanden auch diese Immigranten relativ schnell Eingang in die amerikanische Nation, vor allem, da die Einwanderung wegen der noch unbesiedelten Territorien ökonomisch, gesellschaftlich und politisch notwendig blieb. Dennoch war damit ein „nationalistischer Präzedenzfall“ geschaffen, der die Alleingültigkeit der zivilen Grenze stark in Frage gestellt hatte.

Die rassische Grenze wurde zwar staatlicherseits nach dem Bürgerkrieg eingerissen, indem den ehemaligen Sklaven auf dem gesamten Staatsverbund die Staatsbürgerschaft zuerkannt wurde. Doch sie lebte in Form von eingeschränkten Bürgerrechten weiter und erfuhr vielerlei Verformungen, vom offenen zum versteckten institutionellen Rassismus, der staatlicherseits erst in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts durch den *Supreme Court* und gesetzgeberische Maßnahmen im Rahmen des *Great Society* Programms der Johnson-Administration ernsthaft bekämpft wurde, ohne jedoch seine Verbannung aus der gesellschaftlichen Realität annähernd erreichen zu können.

20 Thomas Paine, *Common Sense*, 15.

2.2 Die Masseneinwanderung des 20. Jahrhunderts²¹

Die Vorstellung einer kulturellen Grenze gewann zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der Masseneinwanderung von Süd- und Osteuropäern bei einem großen Teil der Bevölkerung und in der Folge auch des Staates eine große Bedeutung.

Thematisiert wurden zwar auch vermeintliche biologische Differenzen²², die Nativisten als Hinderungsgrund der Aufnahme dieser neuen Immigranten in die amerikanische Nation vorbrachten; viel stärker war jedoch, auch für Gruppierungen, die die Einbürgerung der Einwanderer befürworteten, die Vorstellung der Existenz einer kulturellen Grenze.

Diese suchte man im Rahmen der Amerikanisierungsbewegung durch die Definition amerikanischer kultureller Merkmale zu fixieren: Sprache, Umgangsformen, Sitten, Kleidung, Hygiene, Nahrungsweise, Wertvorstellungen und Familienbeziehungen, aber auch politische Einstellungen und Organisationsformen. Letztlich konnte, wie bereits anfangs erwähnt wurde, auf die Frage, was einen Amerikaner ausmache, keine befriedigende Antwort gegeben werden. Das lag sicherlich auch daran, dass der eigene Gründungsmythos positiv nur politisch-ideell geprägt war und den Übergang zum „Amerikaner-Sein“ vom Annehmen und Praktizieren eines politischen Glaubens, einer Ideologie abhängig machte. Dies lief prinzipiell dem Aufstellen weiterer Grenzen entgegen – die entscheidende Rolle, welche die Imagination der rassistischen Grenze spielte, war nicht als positives Element in den Mythos aufgenommen worden.

Dennoch stand diesem Mythos inzwischen eine historisch gewachsene Realität gegenüber, aus der bereits eine „amerikanische Kultur“ und Identität hervorgekommen war, die von großen Teilen der Bevölkerung als angelsächsisches Derivat verstanden wurden und die durch Überfremdung gefährdet zu sein schienen. In dieser Situation gewann die Vorstellung einer kulturellen Grenze eine derartige Relevanz, dass sie zu einem konstitutiven Element der amerikanischen Nation erhoben wurde; nur der konnte Mitglied der Nation sein, der auch die amerikanische Kultur übernahm. Mithin wurde das Bekenntnis zur amerikanischen Nationalideologie „kulturalisiert“, d. h. die Fä-

21 Vgl. Herrmann, >>Be an American!<<; Higham, Strangers in the Land.

22 Dies richteten sich in erster Linie gegen Asiaten, deren Einwanderung etwas vorher eingesetzt hatte. Ihr Ausschluss ging eindeutig auf rassistische Motive zurück. Vgl. Herrmann, Mitgliedschaft in den USA, 165–180. Zudem sei zu erwähnen, dass in den Einbürgerungsformularen noch bis Anfang der vierziger Jahre fünfzig verschiedene „races“ aufgeführt waren, mit Kategorien wie „South Italian race“ oder „Serbian race“ usw. Erst später wurden diese zur „Caucasian race“ zusammengefasst. Unabhängig davon waren auch die Süd- und Osteuropäer von rassistischer Diskriminierung betroffen. Vgl. Guglielmo/Lewis, Changing Racial Meanings.

higkeit, die amerikanische Staatsbürgerschaft adäquat auszufüllen, wurde als amerikanische bzw. angelsächsisch-(germanische) Eigenheit bewertet.

Diese Grenzverschiebung äußerte sich bei verschiedenen Bevölkerungsgruppen in unterschiedlichem Maße, womit die Vielfalt der Lösungsvorschläge, die dem vermeintlichen Missstand der Persistenz des Fremden, gar des fremden Amerikaners, beikommen sollten, zu erklären ist. Trotzdem waren sie von einem Prinzip durchzogen: der Assimilationsforderung. Einige Bevölkerungsgruppen befürworteten die *Laisser-faire*-Praxis, gemäß der die Kräfte der Assimilation im sozialdarwinistischen Verständnis selbständig wirken würden, andere zeigten repressiv-aggressive Reaktionen, die sich oftmals in offener Gewalt gegen Ausländer äußerte, andere wieder vertraten sozialreformerische Ansätze, welche die Integration der Fremden zunächst durch paternalistische Methoden zu erreichen trachteten.

Die Amerikanisierungsbestrebungen des staatlichen Propagandaapparats während des Ersten Weltkrieges nahmen aus Effizienzdenken heraus wiederum liberalere Formen an. Dabei ging es den staatlichen Behörden weniger darum, eine langfristige Amerikanisierungsarbeit zu leisten, sondern man richtete den Fokus auf die Loyalitätsproblematik, zumal die Vereinigten Staaten Krieg gegen einige der alten Heimaten ihrer neuen oder künftigen Bürger führten. Präsident Woodrow Wilson trat den neue Ängste schürenden *foreign attachments* auch alter Immigrantengruppen entgegen²³, indem er verkündete, „the most un-American thing in the world is a hyphen“²⁴. Gleichzeitig wurde von den Einwanderern der Beitrag zum Krieg, z. B. mittels des Kaufs von *Liberty Bonds*, nicht als Individuen, sondern als *nationality groups* eingefordert, womit ihre *hyphenation* staatlicherseits positiv belegt und damit auch zementiert wurde. Dazu trug auch sehr stark die Arbeit des *Committee on Public Information* an der Heimatfront bei: Indem in den für die Immigranten speziell gedruckten Pamphleten und in Reden an die demokratischen Traditionen der Einwanderergruppen angeknüpft wurde und ihre nationalen Heroen als Zeugen amerikanischer Kriegs- und Friedensziele zitiert wurden, wurde die Loyalität zu den Vereinigten Staaten als mittelbares Gefühl porträtiert, das sich nicht in Gegensatz zu einer anderen nationalen Loyalität oder Identität befinden musste.²⁵

Mit dem Ende des Krieges wurde durch den Ausbruch der *Red-Scare*-Hysterie (1919/20) das fremdenfeindliche Klima jedoch schärfer. Nun kam erschwerend hinzu, dass die sozialen Probleme, welche die vermehrt auftretenden Streiks auslösten, vielerorts Probleme der neuen Einwanderer waren, da sie einen Großteil der Industriearbeiterschaft stellten. Somit fielen die Vorwürfe der radikalen Überpatrioten der Zeit, die schnell jede abweichende

23 Vgl. Vought, *Division and Reunion*.

24 An Adress in the St. Paul Auditorium, September 9, 1919, in: Link (Hg.), *The Papers of Woodrow Wilson*, Bd. 63, 140.

25 Vgl. Herrmann, >>Be an American<<, 133–178.

Meinung als „unamerikanisch“ angegriffen, verstärkt auf die Immigranten, die als Keimzellen der bolschewistischen Gefahr in den USA diffamiert wurden – womit erneut ihre Unfähigkeit, sich dem amerikanischen politischen Glauben anzuschließen, erwiesen zu sein schien. Dem Drang nach Konformität und dem Ruf nach einem militanten Amerikanismus wirkten Sozialreformer besonders auf lokaler Ebene entgegen. Ihre neue Strategie lautete gleichberechtigte Partizipation der Immigranten.²⁶

Doch schließlich errichtete der Staat eine Exklusionsmaschinerie, die nur vermeintlich leicht assimilierbaren künftigen Amerikanern Zugang bot. So hatte die 1907 von Präsident Theodore Roosevelt eingerichtete *Dillingham-Commission* zur Überprüfung der Einwanderungsproblematik 1911 in ihrem Endbericht die Begrenzung der Einwanderung empfohlen. Dabei forderte die Kommission des Kongresses nicht nur ausreichende Sprachkenntnisse als Zugangsvoraussetzung, sondern sanktionierte die Sichtweise der *Restrictionists*, die eine qualitative Dichotomie zwischen alten und neuen Immigranten herstellten. Ersteren attestierte sie nämlich, die Neue Welt bereits bei ihrer Ankunft als ihre Heimat betrachtet zu haben, während die Emigration letzterer allein auf materiellen Motiven basiert habe. Die Bewertung der Assimilierbarkeit einzelner Nationalitäten, die der Bericht ebenfalls leistete und in der die neuen Immigranten nur schlecht abschnitten, bildete dann auch die Grundlage für die in den zwanziger Jahren eingerichteten *national origins quota*, welche die Diskriminierung bestimmter Nationalitäten – Ost-, Süd-, Südosteuropäer und Asiaten – nun gesetzlich festschrieb²⁷ und der kulturellen Ausgrenzung einen rassistischen Charakter gab.

Doch inzwischen hatten die Immigrantengruppen selbst das Assimilationsgebot aufgegriffen: Israel Zangwills Theaterstück *The Melting Pot* [1909] war ein viel beachteter Ausdruck davon, wandelte zudem den in breiten Kreisen rezipierten Satz Crèvecoeurs in ein griffiges Symbol um: „[h]ere individuals of all nations are melted into a new race of men“ [1782]²⁸. Im zeitgenössischen Verständnis sollte diese „neue Rasse“ allerdings amerikanisiert sein.²⁹ Auch wenn Gegenstimmen wie z. B. von Horace Kallen³⁰ und Randolph Bourne³¹ dieses Konzept ad absurdum führten und die amerikanische Nation als eine „orchestration of mankind“³² sehen wollten, sollten die Beiträge der Pluralisten erst viel später an Relevanz gewinnen. Denn die bleibewilligen Mitglieder der nationalen Gruppen wandten sich ganz klar der Ver-

26 Vgl. ebd., 179–215. Zum partizipatorischen sozialreformerischen Ansatz: Daniels, *America via the Neighborhood*.

27 Herrmann, >>Be an American<<, 61ff.

28 Zit. nach Heffner, *A Documentary History*, 9.

29 Herrmann, >>Be an American<<, 92.

30 Kallen, *Democracy versus the Melting-Pot*.

31 Bourne, *Transnational America*.

32 Kallen, *Democracy versus the Melting-Pot*, 92.

wirklichung des damals aktuellen *melting-pot*-Ideals zu. Eine neue Mittelklasse unter den Immigranten, die sich stark für die Assimilation der Mitglieder ihrer jeweiligen Gruppe einsetzte³³ und mit den Sozialreformern zusammenarbeitete, trug dazu bei, dass die Einwanderer-Gemeinschaften zu einem prä-amerikanischen Mikrokosmos wurden, in dem die Transformation von alten zu neuen Lebensformen erlernt werden konnte³⁴. Erste multikulturelle Veranstaltungen in einigen Großstädten, deren Hauptaussage im Bekunden des eigenen Assimilationswillens lag, brachte auf der anderen Seite einer breiteren amerikanischen Öffentlichkeit das Fremde näher, was den neuen Trend zur Anerkennung der nationalen Gruppen als wertvoller, integraler Bestandteile der amerikanischen Nation einleitete.³⁵ Die schon vorher etablierte Instrumentalisierung der nationalen Gruppen durch die Politik – so während des Krieges oder auch als kompakte Wählerblöcke³⁶ –, leistete ebenso einen Beitrag zur Akzeptanz des Tatbestandes ihrer zumindest vorläufigen Persistenz in den eigenen Reihen. Denn letztlich obsiegte wohl bei der Mehrzahl der Amerikaner der Optimismus über die kulturelle Sog- und Homogenisierungskraft des *American creed*.

2.3 E PLURIBUS UNUM VERSUS E PLURIBUS UNUM

An diesen Episoden der amerikanischen Identitätsgeschichte ließen sich die Grenzsetzungen und -verschiebungen paradigmatisch demonstrieren, die hier als Erklärungsmuster der Entstehung und Transformierbarkeit von Nationskonzeptionen und damit nationaler Identitäten postuliert wurden. Das ist insofern wichtig, um bewusst zu machen, dass Identitätsbildung per se ein Prozess ist. Zudem gibt die konkrete Ausprägung, die dieser Prozess annahm, das Setting, aus dem sich die amerikanische und die ethnischen Identitäten in den USA in der Folge weiterentwickelten. Mit der *New-Ethnicity*-Bewegung brach der bewusst ausgetragene Deutungskampf der Akteure um die Bedeutung und das Konkurrenzverhältnis zwischen ziviler und kultureller Grenze offen aus und erreichte später verschärfter und unter Einbezug der rassischen Grenze mit der Multikulturalismusdebatte ihren bisherigen Höhepunkt.

Die Ambivalenz, die sich im Spannungsfeld zwischen Mythos und Realität der zivilen, rational-individualistischen Natur der amerikanischen Nationalvorstellung entfaltet, wohnte bereits der Gründungssituation inne. Die Erzählung, die zivile Grenze sei die alleinige Voraussetzung, Mitglied der ame-

33 Zur vermittelnden Rolle, des sich in dieser Phase formierenden *ethnic leadership* zwischen Immigranten und amerikanischer Gesellschaft: Higham, *Leadership*, in: Thernstrom (Hg.), *The Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*, 642–647.

34 Vgl. Treudley, *Formal Organization*.

35 Vgl. Herrmann, >>Be an American<<, 201–225.

36 Vgl. Cornwell, *Bosses*.

rikanischen Nation zu werden, gehört endgültig in das Reich der Legenden. Das zeigte sich spätestens, als die relativ kulturell homogene amerikanische Gesellschaft tatsächlich die „huddled masses yearning to breathe free“³⁷ aufnehmen sollte und mit dem Problem der Masseneinwanderung konfrontiert wurde. Es war aber auch schon seit der Gründung des amerikanischen Staates mit der Diskussion um die Frage, welche Mitglieder und künftigen Mitglieder der Nation überhaupt das Recht hatten, vollwertige Bürger der Republik, sprich wahl- und somit stimmberechtigte Akteure zu sein, die wiederum die Inklusions- und Exklusionsgrenzen der Nation grundlegend beeinflussen konnten, hinlänglich zu Tage getreten.³⁸

In den ersten eineinhalb Jahrhunderten seit der Gründung der Union waren die realen (territorialen) Grenzen durchlässig geblieben. Doch selbst als sie verengt wurden, konnte der Glaube an ihre Durchlässigkeit weiterexistieren. Denn die vom Pietismus der ersten Siedler inspirierte amerikanische Zivilreligion, in deren Rahmen die ideologischen Bekenntnisse und die politischen Institutionen, welche die „Gründerväter“ hinterlassen hatten, sakralisiert worden waren, bot die gedankliche Grundlage dafür, dass weiterhin der Anspruch aufrecht erhalten blieb, dass sich theoretisch die gesamte Menschheit zum amerikanischen Universalismus bekehren könnte und dass dieses Bekenntnis letztlich als individueller Willensakt jedem offen stand.

Die sich kontinuierlich entfaltende Realität musste mit diesen Konzeptionen zwangsläufig in Widerspruch geraten.³⁹ Denn das *asylum of mankind* war nicht reibungslos zu verwirklichen in einer Gesellschaft, die sich aus Immigranten verschiedenster kultureller Prägung, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten und unter verschiedenen Voraussetzungen eingewandert waren, den Nachfahren gewaltsam umgesiedelter Sklaven und marginalisierten Ureinwohnern zusammensetzte.

Diese Schieflage innerhalb der amerikanischen Gesellschaft äußerte sich in der Folge nicht nur in der sozial-gesellschaftlichen Lage und den politischen Partizipationsmöglichkeiten und -formen der diversen Gruppen, sondern spiegelte sich auch in ihrer Haltung zur amerikanischen Zivilreligion wider. Der *American creed* bildete zwar das Bindemittel, welches dieses Ungleichgewicht gewissermaßen überspielen half.⁴⁰ Aber der universalistische Charakter seiner „Dogmen“ gewährleistete nicht nur ihre Adaptierbarkeit, sondern gab auch den nur unter Vorbehalten Inkludierten die Möglichkeit, ihre Rechte einzufordern, indem sie konsistent innerhalb des Systems argumentieren.

37 So im 1883 verfassten Gedicht von Emma Lazarus, das 1903 als Bronzeplakette auf den Sockel der Freiheitsstatue angebracht wurde. Zit. nach: <http://www.endex.com/gf/buildings/liberty/libertyfacts.htm> (25. November 2002).

38 Vgl. Herrmann, Mitgliedschaft in den USA.

39 Vgl. Krakau, *Critical Reflections*.

40 Als klassische Referenz, Myrdal, *An American Dilemma*, 3.

Dabei sollten sich bei der Diskussion um die Frage „*What it means to be an American*“ idealtypisch zwei Lager gegenüberstehen. In abstracto könnte man von der Konkurrenz zwischen „kulturalisierten“ und „reinen Dogmen“ der amerikanischen Zivilreligion sprechen.⁴¹ Und in concreto von den Vertretern des anglo-amerikanisch dominierten kulturellen Repräsentationsregimes gegen Pluralisten und Multikulturalisten. Teile dieser Debatte wurden wiederum, im Grunde unbewusst, in einer Grauzone – die sich aus dem Versuch der Verschiebung der kulturellen Grenze der amerikanischen Nation konstituiert – ausgetragen. In diese Grauzone ist auch das amerikanische Phänomen der *ethnic foreign policy* zu verorten, so wie es sich zumindest bei den Griechisch-Amerikanern manifestierte.

3. VON *NEW IMMIGRANTS* ZU *ETHNICS*: ZUR ENTWICKLUNGSGESCHICHTE NEUER IDENTITÄTEN

In diese Grauzone fließt auch die „andere“ Identität mit ein. Die Mühlen der Assimilation und der Akkulturation⁴² haben zwar schnell gemahlen, doch das führte zum Erstaunen der Beobachter letztlich nicht zum erwarteten Ergebnis, nämlich zu einer kulturell homogenen Gesellschaft. Denn die neuen Immigranten waren im Laufe der Jahrzehnte ihrer Adaption und Integration in die amerikanische Gesellschaft ethnische Gruppen geblieben oder geworden. „[T]he point about the melting pot, [...], is that it did not happen“⁴³ postulierten Moynihan und Glazer 1963. Mit dieser Erkenntnis bahnte sich für die Zeitgenossen quasi eine kopernikanische Wende bei der Wahrnehmung und dem Umgang mit der „ethnischen Frage“ und damit auch mit der kulturellen Grenze in den USA an.

Zahllose soziologische und historische Studien beschäftigen sich seither mit der Frage der Persistenz oder der Entstehung von ethnischen Gruppen in

41 Bei dieser etwas plakativen Differenzierung zwischen „kulturalisierten“ und „reinen“ Dogmen geht es darum aufzuzeigen, dass die Bedeutungen zentraler Begriffe wie Demokratie oder Gleichheit nicht unbeeinflusst davon bleiben konnten, dass die kulturelle Grenze im Laufe der amerikanischen Identitätsgeschichte immer wieder eine signifikante Rolle spielte. Da sich die amerikanische universalistische Ideologie im Rahmen dieser kulturellen Grenze ausbildete, ist es offenbar, dass sich die eigene Tradition und Geschichte daran koppeln musste. Somit wird auch klar, weshalb die Disparität zwischen Mythos und Realität in gewisser Weise inkorporiert werden konnte. Die „reinen Dogmen“ sind in ihrem authentischen (nicht unbedingt intendierten!) Sinne jedoch als „kulturfrei“ – also wirklich universalistisch – aufzufassen.

42 Der Begriff Assimilation impliziert vor allem strukturelle, sozial-gesellschaftliche, der Begriff Akkulturation kulturell-ideelle Aspekte. Vgl. die immer noch hervorragende Analyse und grundlegenden Definitionen von Gordon, *Assimilation in American Life*, 71.

43 Glazer/Moynihan, *Beyond the Melting Pot*, xcvi.